Der

Adept zu Helmstedt.

Historischer Roman

von

Klencke.

Erster Band.

Leipzig,
Adolph Wienbrack.
1851.

Der

Adept zu Helmstedt.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg war vorüber. — Die Zeit des Friedens hatte den Universitäten die reifere Jugend wieder zugeführt und auch die ehrwürdige „Julia Carolina" zu Helmstedt wurde von einer zahlreichen Studentenschaft besucht und belebt, da der Ruf berühmter Lehrer weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus die studirenden Jünger der Wissenschaft heranzog. Der heutiges Tages verödete Collegienplatz, mit dem Juleum-Gebäude, seinen Thürmen und dem Convict, wurde damals von fröhlichen Burschen bevölkert; der jetzt stille Marktplatz mit der Collegienkirche und dem Ducksteinkeller erscholl von Rappier, Sporn und Vivatruf des Bruders Studio, und der steinerne Simson über dem Eingange der Kirche blickte, als schützendes Symbol des akademischen Wappens, auf ein heiteres Volk der Julia Carolina herab.

Im Ducksteinkeller am Markt neben dem Rathhause

ging es an einem mondhellen Sommerabende laut und lärmend her. — In dem Zimmer, wo der Duckstein, ein bierähnliches, aufbrausendes Gebräu, geschenkt wurde, war es des Tages über nie leer von Studenten, aber die Abendstunden versammelten vorzugsweise die Durstigen, welche hier neben dem Getränk und dem Taback, auch die burschenschaftliche Geselligkeit genossen, die in ihrem eigenthümlichen Charakter und ihren anspruchslosen Mitteln einen geistigen Einfluß auf die Fröhlichen durch Glück in der Genügsamkeit und durch die ideale Verschönerung des sinnlichen Lebens ausübt.

Das Zimmer mit seinen weißen, von Rauch geschwärzten und von zahlreichem Namen bedeckten Wänden war auch an diesem mondhellen Sommerabende ganz von Studenten gefüllt, welche an einem langen eichenen Tische, der in einer Ecke mit einem kürzeren im rechten Winkel zusammenstieß, theils auf Schemeln, theils auf der langen Bank an der Wand saßen, das hohe Stangenglas mit dem brausenden Duckstein vor sich hatten und im trüben Schein der Lichter und hier und dort aufflackernden Fidibus eine lärmende Unterhaltung pflogen. — In einer entfernten Ecke, und im Halbdunkel eines nahestehenden, erlöschenden Talgstumpfes wohl kaum bemerkbar, wenn nicht gerade das Licht des Vollmondes durch das offene obere Fenster dorthin

gefallen wäre, befand sich auf einem kleinen Tische ein großer Steinkrug, aus welchem die Gläser der Studenten von einem alten derben, die militairische Biederkeit eines durchwetterten Kriegers in Haltung und Dienstfertigkeit verrathenden Wirthe stets von Neuem gefüllt wurden, wobei seine Miene sich erheiterte, wenn er das Getränk aufschäumen sah, welches er dann mit soldatischem Stolze fest auf den Zechtisch stellte.

— „Heda! Hospes!“ — rief eine mächtige Stimme — „Vater Bosse: mein Glas ist leer und ich habe noch nicht auf die Ehre der Julia Carolina getrunken!“

Der Wirth drängte sich eilig an den langen Tisch, wo auf der Bank ein bärtiger, kräftiger Student saß, welcher eben die Worte gerufen und sodann den Fidibus angezündet hatte, um die Pfeife in Brand zu bringen.

— „Simson, Du hast aber heute Abend einen gefährlichen Durst,“ — lachte ein anderer Student, den seine Freunde gewöhnlich „Strömke“ nannten und dessen eigentlicher Name von Strombeck war.

— „Dafür bin ich Senior und pauke Euch Alle nieder!“ — rief der Bärtige, welcher Caspar Witte hieß und von seinen Commilitonen den Spitznamen „Simson“ erhalten hatte.

— „Ja, er hat das Fechten bei Beireis gelernt!“ —

lachte ein Dritter in der Nähe — „der Hofrath will sich schon mit dem Teufel gepaukt haben.“

Der Ducksteinhospes Bosse nahm unterdessen das leere Glas von Caspar Witte in Empfang, lächelte dabei kopfschüttelnd und wollte eben an den großen Steinkrug zurückgehen, als der bärtige Student plötzlich rief: — „Vater Bosse — was wollt Ihr mit dem Kopfschütteln sagen: Nennt mir nur Einen, der auf dem Fechtboden mir, dem Vorpauker, jemals einen Schmiß gegeben hätte.“

— „Nun, nun, Herr Witte,“ — antwortete der Hospes, indem er sich gutmüthig den weißen Schnauzbart strich und die Studenten lächelnd anblinzelte — „ich weiß auch wer Fechter ist — habe auch die Klinge geführt — Donnerwetter! wer den Krieg unter dem großen Fritzen und im Husarenregiment des Vaters Ziethen mitgemacht hat, der kennt etwas von Hieb und Pariren — aber was der Herr Hofrath Beireis von seiner Fechtkunst erzählt hat, das glaube der Teufel, ich nicht.“

— „Bravo! der Hospes soll leben!“ — riefen viele Studenten — „er hat den Nagel auf den Kopf getroffen, das Fechten ist ebenso gut wie das Reiten eine Renommage vom Professor.“

Mit schweigendem Stolze über das ihm gebrachte

Vivat war Bosse an seinen großen Steinkrug zurückgeschritten, hatte das Glas gefüllt, dann an eine große schwarze Holztafel hinter dem Namen Witte einen frischen Kreidestrich gemacht und mit den Worten: Zur Gesundheit" — das erste Glas vor dem Studenten niedergesetzt.

— „Das Reiten und Fechten will ich dem Professor nicht mißgönnen" — sagte Einer — „aber wenn ich nur sein Goldmachen verstände — Jungen! wie wollte ich Euch traktiren!"

— „Glaubt Ihr denn an sein Goldmachen? — Possen!" — rief Caspar Witte — „das ist auch eine Renommage und Professor Remer hat neulich in seinem Auditorium laut und offen docirt, daß kein Mensch ein Metall der Natur nachmachen könne."

— „Die Kunst versteht allein der Teufel" — fiel ein Anderer ein — „und es weiß die ganze Welt, daß Beireis ein Bündniß mit dem Bösen hat."

Ein kleiner, verwachsener Student aus Holland, Namens Lossius, welcher nebst vielen anderen Holländern in Helmstedt lutherische Theologie studirte, wozu ihm das eigene Vaterland keine Gelegenheit bot, richtete sich von seinem Schemel auf und lachte mit gellender Stimme.

— „Hört!" — spöttelte ein Student — die Frei-

glocke im Thurme des Collegienplatzes läutet — jetzt giebt's wieder aufgeklärte Suppe!" —

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser Rede, deren Sinn alle Anwesende kannten. Die Stimme des kleinen Holländers hatte einen ebenso gellenden, schreienden Ton, wie die Freitischglocke, welche Mittags die Studenten in das Convict auf dem Collegienplatze rief, wo man die Suppe ihrer gründlichen Klarheit wegen „aufgeklärt" nannte; Lossius suchte außerdem gern von der Aufklärung in Glaubenssachen zu reden und es allen Andern darin zuvor zu thun. — „Ihr Juristen solltet Euch schämen, daß Ihr noch an den Teufel glaubt — darüber bin ich längst weg; als ein Schüler unsres Henke leugne ich den Teufel!" — rief er eifrig.

— „Aber es steht in der Bibel und was alle Leute und guten Christen glauben, das glaube ich auch!"

— „Oho — Lossius fängt sogar schon an, die Dreieinigkeit zu leugnen."

— „Malt den Teufel nicht an die Wand, Freunde — er mengt sich sonst unter uns, ehe wir es wissen" — sagte ein ältlicher Student.

— „Ja — das bemooste Haupt hat Recht — laßt uns von anderen Dingen sprechen, wir haben gerade Vollmond und da soll der Teufel am Liebsten umgehen."

— „Aber Ihr seht es ja an Beireis, daß es ge-

heime Künste giebt, die reich machen, ohne den Teufel nöthig zu haben" — rief Lossius mit seiner keifenden Discantstimme — „das müssen die Mediciner wissen, die Collegia bei Remer Bartels, und Lichtenstein hören — wahrhaftig, es soll mich der Teufel morgen noch holen, wenn es einen giebt."

— „Alles, was Gott gemacht hat, ist gut" — nahm ein Jurist das Wort — „da aber Gott Alles geschaffen hat, so konnte er auch keinen Teufel machen und gäbe es dennoch einen solchen, so wäre Gott nicht allmächtig."

Diesen Worten hatte der kleine, verwachsene Lossius so gespannt zugehört, daß er, ohne es zu wissen, fast ganz auf den Tisch gekrochen war, um den Studenten, welcher sprach, ansehen und ihm eifrig zunicken zu können.

— „Heda!" — rief Caspar Witte — „wenn Ihr da behauptet: Alles was Gott gemacht hat, ist gut — so schauet doch den Lossius an — hat der Herr Gott den auch gut gemacht?"

— „Das versteht sich — für einen Buckligen gar nicht übel" — antwortete Lossius schnell und zog damit alle Lacher auf seine Seite.

— „Denkt nur an den Professor Conring, der einst hier in Helmstedt die Universität berühmt machte —

der war auch klein, aber groß in der Wissenschaft" — sagte Strombeck scherzend — „der war so klein, daß ihn die Leute für einen kleinen Jungen angesehen haben."

— „Na, na! — der wird schon Jedem, auch ohne sein seidenes Doctorbarett bekannt gewesen sein!"

— „Und jedesmal, wenn ich das Haus ansehe, was einst Conring gehörte, so denke ich bei mir selbst, was der kleine Mann mit einem so ungeheuer großen Hause gewollt hat. Er konnte sich darin verirren."

— „Ja, klein ist er gewesen, so klein, daß einmal, wie er in das Juleum hat gehen wollen und unterwegs sein Collegheft unbemerkt fallen ließ, eine Bauerfrau hinter ihm hergerufen hat: „kleiner Junge, Du verlierst Dein Schreibbuch."

—„Das ist noch gar nichts, da erzählte uns neulich Einer, daß er, wie seine Frau hat niederkommen wollen, die herbeigerufene Hebamme zu ihm gesagt habe: Mein Junge, geh' mal so lange aus der Stube, ich muß mit Deiner Mutter allein sprechen."

Ein schallendes Auflachen folgte dieser Anekdote.

— „Aber ein großer Kopf saß auf dem kleinen Manne" — fuhr der letzte Erzähler fort. — „Das hat uns Professor Bartels gelegentlich im Colleg mitgetheilt — denkt Euch, am Tage, wo er Hochzeit halten will, frägt er seine Braut, ob sie am Liebsten einen

Doctor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin oder Philosophie zum Manne haben wolle. Da hat sie die Medicin gewählt und an seinem Hochzeitstage promovirte er wahrhaftig mit Glanz zum Doctor medicinae und bald darauf — es sind jetzt wohl hundert Jahre her — wurde er hier in Helmstedt Professor der Medicin und Philosophie."

— „Als Arzt hat er großen Ruhm gehabt" — setzte ein Anderer hinzu — „sein Name erscholl durch ganz Europa, er wurde von der Fürstin von Ostfriesland, von der Königin Christina von Schweden zum Leibarzt, und von dem französischen König Louis XIV., so wie von dem König von Dänemark und dem Kurfürsten von der Pfalz zum Rathe erhoben."

— „Ihr habt im Colleg von Bartels große Aufmerksamkeit bewiesen" — lachte ein Student — „aber wißt Ihr die Geschichte nicht, wie ihn der Herzog nach Wolfenbüttel hat holen lassen? Das hat Bartels nicht mit erzählt."

— „Der Herzog hat ihn auch als Arzt gebraucht."

— „Das ist's eben, was ich erzählen will; — wie der Herzog krank ist, schickt er eine große Kutsche mit vier Pferden nach Helmstedt und einen Brief dabei, daß Conring sogleich mitfahren solle. Wie dieser einsteigen will, sieht ihn der Kutscher an und frägt:

„Nun Junge, Du hast wohl Lust mitzufahren.“ Conring aber lacht und antwortet: „Ich bin der geheime Rath selbst.“ — Der Kutscher aber murmelt, daß es die Studenten, die dabei stehen hören konnten: — „Da hätte ich nicht nöthig gehabt, mit der großen Kutsche und vier langspännigen Pferden zu kommen, den hätte ich schon in der Toberkiepe nach Wolfenbüttel tragen wollen.“ —

— „Schade, daß Conring nicht mehr lebt!“ —

— „Dafür haben wir ja den Beireis, der nicht minder berühmt ist.“

— „Ja — ein berühmter Arzt ist er, mehrere Meilen in der Runde wird er von den Kranken gesucht und darüber sind auch die anderen Professoren der Medicin neidisch.“

— „Ei was, das hat andere Gründe, Fuchs“ — fiel ein alter Student ein — „seine Renommage, seine Schimpfwörter, seine Charlatanstreiche haben die Collegen gegen ihn aufgebracht; — den Bartels nennt er im Auditorium öffentlich und bei jeder Gelegenheit einen Schweineschwanz, weil dieser ihm nachgewiesen hat, daß es mit der orientalischen Sprache des Alleswissers nicht weit her sei. Da kündigt er alle Semester ein Dutzend Vorlesungen über alle Wissenschaften an, von denen nicht die Hälfte zu Stande kommt und da giebt

er vor, geheime Kenntnisse zu besitzen, die ihn Alles zu erfinden und zu thun fähig machten, was in der Welt nur immer möglich sei — aber ich glaube nicht daran, denn wenn es Grund und Boden in der Wissenschaft haben soll, so müßten andere Physiker auch dahinterkommen."

— „Er wird aber doch steinreich, und seine Sammlungen von Wunderdingen soll kein König mehr bezahlen können."

— „Hm — hm!" — murmelte der alte Student, indem er die Mütze auf dem spärlich behaarten Kopfe hin und her schob — „das Reichwerden ist allerdings sein Geheimniß und dazu mag ihm der Teufel gute Dienste leisten."

Ein Anderer, mit ehrbarem, frommem Gesichte und gescheiteltem Haupthaar, hatte dieser Unterhaltung in seiner nächsten Umgebung zugehorcht und mit stiller Unruhe zuweilen nach dem mondhellen Fenster geblickt, durch welches auf dämmerndem Markt die Häuser mit scheinbar vergrößerten Formen und Schattenrissen sichtbar waren. Jetzt wendete er sich zu seinem Nachbar, dem alten Studenten und sprach: — „Der rothhaarige Junker mit dem Federhute und dem hinkenden, linken Fuße, welcher seit mehreren Wochen bei dem Professor Beireis aus und eingeht, mag wohl gar der Teufel

selbst sein — neulich Abend begegnete er mir im Mondschein auf den Edelhöfen und es wurde mir plötzlich ganz kalt und bange."

— „Was will der Junker denn eigentlich in Helmstedt, da er nicht Matrikel und Facultät hat, sondern hier des Abends umherschleicht und den hübschen Mädchen nachstellt?" — fuhr ein Student fort; — „da geht er zu Beireis und hat ein Geheimniß mit ihm, aber sein hinkendes Bein verräth den Pferdefuß — es ist nicht unmöglich, daß er der Satan selbst ist, der den Professor reich macht, weil dieser ihm seine Seele verpfändet hat."

Diese Worte hörte Caspar Witte, welcher sich eben lang über den Tisch gelegt hatte, um aus dem, vor den Sprechenden liegenden Fidibusbündel einen Papierstreifen herauszuziehen. — „Ihr meint den Junker von Staffelberg?" — rief er laut — „was redet Ihr da vom Teufel?"

— „Ist es nicht verdächtig, daß er sich in Helmstedt aufhält?" — fragte Einer.

— „Wenn er mehr als ein gewöhnlicher Mensch ist," — erwiderte Caspar Witte — „so muß er hieb- und stichfest sein — ob er der Teufel selber ist, das läßt sich bald erproben."

— „Wie meint Ihr das?"

— „Es hätte" — redete von Strombeck mit ein

— „unser Simson wohl Lust, dem vermeintlichen Teufel selbst einen Gang anzubieten.“

— „Hast's getroffen, Strömke — wenn ich etwa eine Quarte über sein semmelblondes Junkergesicht ziehe, so merkt Ihr daran, daß er nicht der Teufel ist und dann wollen wir ihn aus Helmstedt schon vertreiben.“

— „Simson — bedenkt, es ist kein Philister und er trägt einen Federhut, Degen und Knebelbart — und er hinkt mit dem linken Fuße.“

— „Possen — ich gebe mein Cerevis darauf, daß ich ihn bei der ersten Gelegenheit anrenne“ — rief Caspar Witte, welcher nicht Furcht kannte, obgleich in damaliger Zeit der Glaube an den Umgang des Teufels nur von wenigen Freigeistern angefochten wurde.

In diesem Augenblicke wurde die Thür des qualmigen Gemaches aufgestoßen und es stürmten neue Studenten herein, welche Mühe hatten, sich in dem bereits überfüllten Lokale eine Bahn nach dem Tische zu brechen. — „Na, da sind die Göttinger!“ riefen mehrere Stimmen — „die werden durstig sein.“

Es waren unter den neu hinzugekommenen Studenten mehrere, welche in Göttingen studirt hatten und vor kurzer Zeit von dem Wunderrufe des Hofraths Beireis nach Helmstedt gelockt waren, um sich selbst von der geheimen Wissenschaft desselben zu überzeugen.

— „Nun?“ fragte Caspar Witte — „kommt Ihr von dem Hexenmeister und habt Ihr das Collegienhonorar für das Privatissimum noch nicht bereut?“

— „Wahrhaftig nicht“ — erwiderte der eine von den Göttingern, denen der alte Hospes gleichzeitig das gefüllte hohe Glas entgegenhielt, wobei er imponirend mit herausfordernden Blicken auf den Schaum hinwies — „nein, wahrhaftig, der Beireis ist interessant, da hat er uns neulich in seinem Laboratorium chemische Experimente gemacht, daß Einem schwarz vor den Augen wird.“

— „Wir hatten den Lehrsatz von der Farbenverwandlung des Körpers“ — setzte ein andrer Student begeistert hinzu — „und da machte er aus Schwarz sogleich Roth und aus Roth wieder Schwarz, ohne es zu berühren.“

— „Das läßt sich ebenfalls noch begreifen,“ — sagte der Erstere — „aber denkt Euch, er gab mir Weingeist in die Hand, den ich genau prüfte, und als ich ihn auf des Professors Geheiß auf eine dunkle Masse tröpfeln ließ, war es der pure, wahrhaftige, klare Essig, so scharf und sauer, daß mir die Thränen aus den Augen liefen.“

— „Da habt Ihr die Teufelskünste“ — sprach der ehrbare Student mit dem gescheitelten Haar, welcher neben dem alten Burschen saß — „das kann nicht

mit rechten Dingen zugehen, das macht ihm keiner nach.“ — Dabei rieb er sich die Hände unter dem Fröſteln eines leichten Schauders.

— „Und wenn das Privatiſſimum noch zehn Thaler mehr koſtet, das würde ich dran wenden“ — fuhr der erſte Göttinger fort — „ich hätte ihm noch bis Mitternacht zuſehen können, aber er wurde ſchnell nach dem Ludgerikloſter zu einem kranken Mönche gerufen.“

— „Hat er Euch denn auch für das viele Geld die Kunſt verrathen, he?“

— „Das thut er hoffentlich ſpäter.“

— „Haha! was er verräth, das gehört ihm nicht mehr, das macht ſich nicht mehr bezahlt.“

— „Hört einmal“ — rief Caspar Witte — „den Eſſig, welchen Beireis gemacht hat, den ſaufe der Teufel ſelbſt — aber wenn er Euch lehrt, wie man aus ſchlechtem Regenwaſſer den beſten Duckſtein macht, ohne große Mühe, dann trinke ich zu Ehren des Hofraths täglich den großen Steinkrug unſeres Vaters Boſſe leer.“

Der Hospes, welcher wie ein wachſamer Soldat auf dem Poſten vor dem rieſigen Steinkruge ſtand, den er mit einexercirten Handgriffen ſo leicht zu bewegen wußte, wie der Artilleriſt ſeinen ſchweren Mörſer, warf einen unwillkürlichen Blick auf die ſchwarzgemalte Holz-

tafel, an welcher jedes unbezahlte Glas Duckstein mit einem Kreidestriche verzeichnet war und wo Caspar Witte bereits seit der Dämmerstunde eine nicht geringe Zahl erworben hatte. Bei diesem Blicke machte der alte Krieger ein komischmitleidiges Gesicht und brummte halblaut im singenden Tone: — „Hm! hm! hm!" — dann strich er sich schnell mit der Hand über den weißen Bart und rief heiter: — „Meine Herren! wenn der Duckstein gesund sein soll, so muß er natürlich und in Gottes Namen gebrauet werden."

— „Der Hospes hat Recht!" — riefen mehrere Stimmen — „Pereat der Professor Beireis."

Jetzt aber sprangen mehrere tüchtige Studenten auf und warfen grimmige Blicke nach Denjenigen, welche eben das Pereat ausgebracht hatten. — „Das können nur Füchse rufen!" hub einer der Opponenten an — „wer aber länger als zwei Semester das Helmstedter Pflaster betreten hat, der muß wissen, daß unser Beireis ein Mann ist, der uns liebt und schützt und unsere akademische Freiheit vertritt. Wir haben noch nie einen solchen Prorector gehabt, wie er bis voriges Jahr gewesen ist."

— „Ja — lachte ein feister, die Huldigung der sinnlichen Genüsse in seiner behaglichen Erscheinung verrathender Zecher — ich verdanke dem Professor meine

Gesundheit und angenehme Verdauung und ich höre regelmäßig alle Tage, wenn ich vom Tisch komme, seine Physik von 2 bis 3 Uhr, wo ich über seine Witze und Schimpfreden so herzlich lache, daß ich um 4 Uhr schon wieder hungrig werde."

— „Darum seid Ihr ihm Dank schuldig, Ihr Braunschweiger Mummenkopf!" — rief Caspar Witte neckisch — „die Schlackwurst, welche Euch der Alte in Braunschweig schickt, hätte schon längst den Kopf mit ausgefüllt, wenn Beireis nicht einiges Salz seiner guten Laune nachschickte und Eure Eingeweide bewegte."

— „Deshalb sollen die Studenten vom Freitisch nicht zwischen 2—3 Uhr Physik bei Beireis hören, um nicht so schnell zu verdauen" — lachte der Braunschweiger, wobei er auf einen magern, dürftig aussehenden Commilitonen blickte, der eben Miene gemacht hatte, sein, am andern Ende des Tisches explicirtes Lob des Professors mit lauterer Stimme durch die ganze Versammlung zu verkünden. Es entstand ein geräuschvolles Durcheinanderschreien verschiedener Parteien, welches um so lächerlicher wurde, da der kleine Lossius, bei der Nennung des Freitisches irrthümlich geglaubt hatte, man habe ihn bei seinem Spitznamen gerufen und nun so kreischend zwischen den allgemeinen Lärm schrie, daß es in der That klang, als töne die gellende

Freitischglocke durch das Lärmen der aufgeregten Zecher. Alsbald erhob sich aber von der Mitte des langen Tisches aus ein donnerndes Vivat auf Professor Beireis, den Studentenfreund, worin Alle versöhnt einstimmten und nach kräftigem Trunke fanden sich die Fröhlichen in der Melodie eines Gesanges zusammen, der weit über den abendlichen, mondbeleuchteten Marktplatz hinaus erscholl.

— „Das Bundeslied! — Das Bundeslied!" — riefen plötzlich mehrere Senioren; man holte aus der düsteren Ecke des Gemaches einen der hier stehenden Rappiere hervor, steckte die bunten Mützen darauf, indem man sie mit der blanken Klinge durchbohrte, und ein Senior stimmte mit imponirendem Baß das Lied an:

„Alles schweige — Jeder neige — Ernsten Tönen nun sein Ohr,
Hört, ich sing' das Lied der Lieder,
Hört es, meine deutschen Brüder!
Hall' es wieder, froher Chor!"

Der Hospes kannte dies Lied als ein den Studenten wichtiges, und stellte sich feierlich, das schwarze Käppchen von der Glatze nehmend, vor den großen Steinkrug.

Zwei Personen, welche an dem äußersten Ende des kürzeren Tisches, in der Nähe eines Fensters saßen, wo der Mond sie mehr erleuchtete, als das nächste, vom

Tabacksqualme getrübte Licht, hatten sich schon seit einer halben Stunde, ohne an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen, mit einem Privatgespräche beschäftigt. Die eine dieser jungen Personen war ein etwa dreißigjähriger Student, dessen Miene und Kleidung auf eine verschämte Dürftigkeit zu schließen erlaubten; sein ernstes, angenehmes, aber blasses Gesicht trug die Züge des Nachdenkens, der Entbehrung und eines stillen Schmerzes, die dunkeln seelenvollen Augen hatten einen sinnig schwermüthigen Ausdruck, den das lange, nach hinten in den Nacken übergekämmte dunkle Haar erhöhte, und seine Kleidung bestand in einem abgetragenen Rocke von violettem Manchesterzeuge, über welchen ein breiter Hemdekragen lag, der den nackten Hals frei ließ, so wie in einem schwarzen Sammetbarett mit schmalem, geschwärztem Silberstreifen. Er nannte sich Heinrich Schmidt, war der Sohn eines armen, längst verstorbenen Leinewebers aus der Umgegend von Wolfenbüttel und studirte von milden Stipendien und unter Beihülfe des Freitisches, seit zwei Jahren Medicin. Er galt für einen denkenden, fleißigen Menschen, der selten an den Studentenversammlungen Theil zu nehmen pflegte und seine geringen Mittel dadurch zu vermehren suchte, daß er auf den umliegenden Dörfern im Stillen kleine Kuren nicht ohne Glück machte, die

ihm zuweilen ein geringes Honorar an Geld und Lebensmitteln eintrugen.

Eine ganz andere Erscheinung bot die Person dar, welche an derselben Ecke des Tisches saß, und lebhaft mit Heinrich Schmidt redete. Es war eine magere, fast schwindsüchtige Figur, mit langem, eingefallenem Gesichte, vorgestrecktem Halse und nach vorn gezogenen Schultern; die Nase war lang und spitz, der Blick der scheinbar kurzsichtigen Augen, deren Lider sich unwillkürlich verengten und schlaff erweiterten, hatte einen lauernden, geheimnißvollen Ausdruck, der Mund mit den schmalen, bleichen Lippen trug im Zuge seiner Winkel ein höhnisches, zurückgehaltenes Lächeln, welches sich nur dann zeitweise versteckte, wenn sich über das ganze Gesicht eine fromme heilige Andacht ergoß. Dieser Mann von etwa fünf und dreißig Jahren, mit dem schlichten, spärlichen, röthlich blonden und gescheitelten Haar, dem weißen Halstuche und schwarzen Tuchrocke, war ein Studiosus der Theologie, Namens Hanneus, welcher, gleichfalls ohne Studienmittel, durch Privatunterricht existirte und nebenbei einer kleinen, hyperorthodoxen Secte als heimlicher Prediger und religiöser Lehrer diente.

Als Heinrich Schmidt vor einer Stunde in den Duckſteinkeller gekommen war, wo er als ein seltener

Gast kaum von den übrigen Studenten beachtet wurde, hatte er sich bescheiden an jene entferntere Ecke des Tisches gesetzt, mehr um den Blick durch das Fenster über den Markt zu richten, als um zu trinken, und an der frohen Unterhaltung Theil zu nehmen. Der alte Hospes bediente ihn auch, als einen kaum bekannten und mäßigen Gast, ziemlich spät und gleichgültig, und so saß Heinrich Schmidt längere Zeit verlassen da, ohne aber das Bedürfniß einer geselligen Unterhaltung zu empfinden. Trotz seiner scheinbaren Ruhe schien er doch von einem inneren Gedanken beunruhigt zu werden, denn seine sanften, seelenvollen Augen suchten unwillkürlich wieder das Fenster, wenn sie einmal auf den zechenden und lärmenden Studentengruppen gehaftet hatten, und namentlich schien es eins der mondbeleuchteten Häuser auf der gegenüberliegenden Seite des Marktes zu sein, welches seine verschwiegene Aufmerksamkeit beschäftigte.

Bald nach ihm war der Theolog Hanneus eingetreten und hatte seine lauernden Blicke mit einer gewissen Hast des Suchens über die am Tische sitzenden Studenten geworfen; beim Erkennen des an der fernen Ecke Platz genommenen Schmidt war das ihm eigenthümliche, höhnische Lächeln deutlicher in seine scharfgezeichneten Mundwinkel getreten, aber er hatte

gleichzeitig die Miene angenommen, als ignorire er den stillen Studenten, indem er, schnell seine Blicke nach einer anderen Gegend richtend, den nächsten Schemel einnahm und ein Glas Duckstein forderte, welches der Hospes ihm mit martialischer Geberde derb auf den Tisch setzte.

Zu gleicher Zeit entstand zwischen entfernter sitzenden Studenten ein kurzes Flüstergespräch.

— „Was will denn der widerwärtige Kerl hier?“ — murmelte Einer dem Nachbar in's Ohr, wobei er seitwärts auf Hanneus schielte, der still lächelnd auf sein Glas niedersah.

— „Der Teufelsbeschwörer; — geht er vielleicht auf Kundschaft aus?“

— „Neulich hat er eine Bürgerfamilie, wo er sich zuweilen satt ißt, so im Gemüthe und Gewissen mit seinen Lehren von Sünde, Teufel und Demuth vor dem göttlichen Wunder geängstigt, daß die Frau beinahe wahnsinnig geworden wäre und der Mann zum Professor Henke gelaufen ist, um Trost und Aufklärung zu suchen. — Und wie ihm der Professor dann die Unvernunft der Ansicht verständlich gemacht hat, da soll er den Hanneus am anderen Tage aus dem Hause gewiesen haben.“

— „O! er hat schon viele Weiber im Gewissen

so bedrängt gemacht, daß sie ihren Töchtern den Umgang mit den Studenten verboten haben; — sollen wir ihn heute Abend einmal touchiren?"

— „Laßt ihn zufrieden, er hat seinen Anhang und die Studentenschaft schließt ihn schon lange stillschweigend von sich aus."

Dieses geflüsterte Gespräch fand bald sein Ende, als die allgemeine Unterhaltung der Anwesenden durch Caspar Witte, Strombeck und Lossius angeregt worden war.

Das selbst den Studenten auffällig gewordene Erscheinen des Theologen Hanneus in Ducksteinkeller hatte aber einen Grund, der sich so leicht nicht errathen ließ. Er war nämlich auf der Straße nahe an den Marktplatz gekommen und in einiger Entfernung einem Menschen gefolgt, den er im Mondlichte für den Studenten Heinrich Schmidt erkannt hatte. Mit der ihm eigenen Lauersucht wurde er angeregt, das Vorhaben desselben weiter zu belauschen, da er bemerkte, daß Schmidt vor dem Hause des reichen Essighändlers Schlosser am Markte seine Schritte verlangsamte und wenige Secunden stehen bleibend, zu dem ausgebauten Fenster aufblickte, wo am Tage das schöne Gretchen, die älteste Tochter des reichen Bürgers zu sitzen pflegte. Hanneus

hatte sich in den Schatten eines entfernten Hauses zurückgezogen, um die Absicht des Studenten weiter zu beobachten, dieser aber war schnell an der dunkeln Reihe der Häuser fortgeschritten und in dem unsicheren Scheine des Mondes aus den spähenden Blicken des stillen Verfolgers gekommen, der jedoch die Gestalt in der Richtung des Ducksteinkellers zuletzt gesehen zu haben glaubte. Aus einem geheimen Grunde folgte Hanneus dieser Spur und es erklärte sich daraus sein Suchen und falsches Lächeln, als er Heinrich Schmidt an der Ecke des Tisches wiederfand und wo er sich nun stellte, als beobachte er ihn nicht im Mindesten.

Als die laute Studenten-Unterhaltung auf Beireis und den Teufel gekommen war und der kleine, bucklige Lossius die Existenz des Teufels in heiterster Laune geradezu geleugnet hatte, waren die Seitenblicke des Hanneus nicht müßig gewesen, das Verhalten Schmidts auszukundschaften und als er mit heimlicher Schadenfreude aufmerksam darauf wurde, daß jener unruhig und verstohlen seine Augen durch das Fenster über den mondhellen Marktplatz richtete, da nahm er, wie in Gedanken, sein Glas, wanderte damit an das eine und andere Fenster und nachdem er auf diese Weise allmälig dem Studenten Schmidt nahe gekommen war, wendete er sich plötzlich zu ihm um und redete ihn mit den

halblauten Worten an: — „Ein schöner Abend, mein Lieber — ebenso schön, als unheimlich."

Schmidt, welcher den Theologen als Studenten und Hauslehrer kannte, sah den magern, spürend über ihn gebeugten Menschen mit einer gewissen Befremdung an, da Beide, wo sie auch am dritten Orte zufällig zusammengekommen waren, niemals mit einander geredet hatten. Diese befremdende Miene erwiderte Hanneus durch ein zutrauliches Grinsen, welches in diesem Momente einen gespenstischen Ausdruck erhielt, da gerade das Mondlicht seine bleichen Gesichtszüge beleuchtete und mit scharfen Schattenlinien markirte. — Ohne die Antwort auf seine Ansprache abzuwarten, setzte er sich auf den leeren Schemel neben Schmidt nieder und fragte: — „Sie kommen wohl oft hierher."

— „Sehr selten" — gab Schmidt zur Antwort.

— „Es ist hier ein rechtes Weltleben — aber Sie haben sich einen guten Platz ausgesucht — der Blick über den Markt ist romantisch, sehen Sie dort die Collegienkirche Porta coeli, dort das große Haus des reichen Schlosser..."

Hier hielt Hanneus plötzlich inne und sah Schmidt mit kaum bemerkbarem, hämischen Lächeln, scharf an. — Dieser hatte einen flüchtigen, unruhigen Blick durch das Fenster geworfen und dann plötzlich auf den Lärm im Duckssteinkeller gehorcht, weil gerade jetzt die Rede

auf den geheimnißvollen Junker von Staffelberg gekommen war und Caspar Witte ihn für einen gewöhnlichen Menschen erklärt hatte, mit dem er einen Gang auf scharfgeschliffenen Schläger zu machen nicht scheue. — Bei der lauten Verspottung des Teufels von Seiten mehrerer Studiosen blitzten einige Male die krankhaft glänzenden Augen des Hanneus nach den Redenden und mit einem inneren Groll, der sich aber, bis auf eine schärfere Betonung der Stimme, zu beherrschen wußte, fragte er Schmidt rasch:

— „Was meinen Sie davon? Kennen Sie den Junker?"

— „So viel ich weiß, ist er ein vornehmer Herr aus Wien, der sich vom Hofrath Beireis von einer Schußwunde am linken Fuße kuriren läßt und schon ziemlich geheilt zu sein scheint."

Hanneus lächelte verächtlich. — „Sie gehören wohl auch zu den Freigeistern, die Alles mit der Natürlichkeit und dem schlichten Verstande begreifen möchten und nicht merken, daß sie der Teufel schon hinten beim Schopfe hat?"

— „Das Studium der Natur hat mich auf andere Ansichten geführt," — antwortete Schmidt; — „wo ich feste Gesetze finde, da begreife ich das Vernünftige und

suche es meinem Verstande und dem Leben dienstbar zu machen." —

— „Welcher Widerspruch" — grinsete Hanneus, indem er einen lauernden Blick über den Markt warf, wohin Schmidt so eben wieder mit Unruhe unwillkürlich gesehen hatte. — „Sie leugnen die Wunder und die Willkür des Bösen in der Natur und doch horchen Sie den Lehren eines Mannes, welcher durch seine übernatürlichen Künste berüchtigt ist und Kräfte erworben hat, die jeden Frommen so erschrecken, daß er sich bekreuzigen möchte."

— „Sie deuten auf Beireis — aber ich glaube nicht an seine Wunderkraft, er besitzt nur Kenntnisse von Naturkräften, welche er zu Wirkungen benutzt, deren Ursachen wir noch nicht kennen und die wir daher wundervoll anstaunen."

— „Sie leugnen wohl die Wahrheit der Bibel?" — flüsterte Hanneus mit bösem Blicke.

— „Ich habe in dem engen Kreise meiner Erkenntnisse freilich nur wenige Gesetze der Physik und Chemie völlig verstanden, aber was ich davon weiß, das giebt die Gewißheit von einer unumstößlichen Gesetzmäßigkeit in den Naturerscheinungen, wo jede Wirkung ihre ordnungsmäßige, bestimmte Ursache hat und alle Kräfte, wie Räder einer Uhr, planmäßig in einander greifen,

so planmäßig und in Zahl, Gewicht, Zeit und Raum an eine innere Berechnung gebunden, daß überall die höchste, vernünftige Einsicht hervorleuchtet und man Gottes Weisheit darin erkennt.“

— „Sie wollen sagen, daß Ihr Sinn von Gott sich abgewendet hat, wenn Sie in teuflischer Verblendung, welche Sie Ihre Vernunft nennen, das Geheimniß der Naturkräfte erkennen wollen, die nichts Anderes sind, als dämonische Mächte, welche dem Spruche des Bösen gehorchen.“

— „Ich lasse mich nicht beirren, weil ich es lebhaft empfinde, daß auch die Naturerkenntniß eine Wissenschaft von Gott ist.“

Hanneus öffnete seine schlaffen Augenlider weiter und sah den Studenten der Medicin fanatisch an; plötzlich gewann seine Miene wieder den heimlich forschenden Zug und er sagte unter einem leichten Hüsteln: — „Sie stehen auf einem Maulwurfshügel und vermessen sich, über Berge schauen zu wollen, die sich in die Wolken erheben.“

— „Ich vermesse mich, nicht mehr zu wollen, als was der Mathematiker vermag, der aus dem kleinsten Theile eines Kreises den ganzen Zirkel und aus einem Winkel und zwei Linien das ganze Dreieck zu berechnen fähig ist,“ — antwortete Schmidt entschieden.

— „Wofür halten Sie denn das Goldmachen und den Reichthum Ihres magischen Lehrers?“ — fragte Hanneus heftig.

In demselben Augenblick stürmten die Studenten herein, welche aus dem Privatcolleg des Hofraths Beireis gekommen waren und von dessen Verwandlung der Farben wie des Weingeistes in scharfen Essig erzählten.

— „Da hören Sie,“ — fuhr Hanneus höhnisch fort. — „Solche Künste macht der Mensch nur durch Hülfe des Bösen.“

— „Das Gold ist ein Element,“ — versetzte Schmidt — und Elemente lassen sich nicht durch Chemie, so weit sie erkannt wurde, produciren — das hat sich der Schöpfer vorbehalten; wenn Beireis aber wirklich edles Metall aus anderen Substanzen durch Feuer und chemische Verwandtschaft der feinsten Theile, welche er im Golde vielleicht aufgefunden hat, zu produciren versteht, so benutzt er ohne allen Zweifel Naturkräfte dazu, die gut und vernünftig sind.“

— „Der unglückselige Eigendünkel des Menschen!“ rief Hanneus in einem mehr geflüsterten, aber giftigen Tone — „O! Ihr Kurzsichtigen, Euer Verstand ist die Falle des Teufels, worin er Eure Seele gefangen nimmt, indem er sie durch den undemüthigen Stolz Eurer Wissenschaft und Selbstsucht lockt. Anstatt in

christlicher Demuth die gnädigen Lichtstrahlen höherer Offenbarung zu erwarten und sich im sündigen Bewußtsein der menschlichen Nichtigkeit vor die eigene Brust zu schlagen, wollt Ihr selbst der Herr in der Natur sein, dünkt Euch groß, wenn Ihr weltliche Kunst und Wissenschaft erworben habt und merkt nicht, daß Ihr längst in Dienste böser Mächte seid. Nehmen Sie ein Beispiel an Beireis, der mit jedem neuen Geheimniß seiner Kunst eine Sünde auf sich ladet, denn er hat Wissenschaft und Reichthum einzig und allein durch schwarze Kunst und diese wieder vom Teufel."

Heinrich Schmidt erwiderte diese, mit erzwungener Ruhe gesprochenen Worte eines fanatischen Eifers durch ein Lächeln, welches in seiner Weise die innere Ueberlegenheit des aufgeklärten Naturbeobachters ausdrückte, aber eben dadurch den Grimm des Theologen vermehrte. Dieser sah mit stechenden Augen und unter boshaftem Einziehen der Mundwinkel den Studenten der Medicin an, schien sich aber schnell und klug zu beherrschen und sagte ablenkend: — „Kennen Sie die Künste, welche der Hofrath Beireis gebraucht, um dem Essighändler Schlosser ebenfalls zum Reichthum zu verhelfen."

Als Schmidt bei Nennung dieses Namens unwillkürlich durch das Fenster über den Markt blickte, wo die Schatten der seitlichen Dachgiebel langgestreckt und

gespenstisch immer näher zu kommen schienen, zuckte über des Theologen bleiches Gesicht eine flüchtige Schadenfreude und er fuhr schnell fort: — „Seit einiger Zeit treibt der Essighändler ein geheimes Wesen mit dem Professor und da seitdem der Mann große Quantitäten seines Fabrikates versendet und viel Geld empfängt, ohne daß man sieht, woraus er den Essig bereitet, so muß er ein böses Bündniß haben, welches die Nachbarn beunruhigt und sein eigenes Töchterlein mit Seelenangst erfüllt.“ — Die Wirkung dieser Worte auf Schmidt suchte Hanneus mit stechenden Blicken zu prüfen.

In der That war der Student merklich unruhiger geworden, zumal er, was Hanneus nicht beachtete, bei seinem letzten Blicke über den Markt wahrgenommen hatte, daß in dem ausgebaueten Fenster des gegenüberliegenden Hauses vom Essighändler ein Licht erschien, welches eine Zeit lang seinen Strahl mit dem Mondlicht verschmolz und dann wieder verschwand. In demselben Momente schlug die Glocke auf der Porta coeli mit feierlichen Schlägen Neun. —

Heinrich Schmidt stand, von zunehmender Unruhe getrieben, schnell auf und sah wechselnd und verlegen bald durch das Fenster, bald den Theologen an, welcher sich gleichfalls erhoben hatte und zu erkennen gab,

daß er ihn auch beim Weggehen aus dem Duckstein=keller begleiten wolle.

— „Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend" — sagte Schmidt zerstreut und wollte davoneilen, als Hanneus mit lächelnder Ruhe ihm antwortete: — „Nehmen Sie mich mit auf den Weg, es ist gar zu angenehm im Mondschein zu spazieren, wenn man gute Wege geht."

— „Ich muß nach Hause eilen" — sprach Schmidt in abwehrendem Tone — „ich werde Ihnen zu schnell gehen" — und damit suchte er sich durch die Studenten=gruppen nach der Thür zu drängen. Hanneus warf einen lauernden Blick nach dem gegenüberliegenden Hause des Essighändlers, rieb sich mit verstohlener Schadenfreude die Augen und folgte sodann dem Davon=eilenden, welcher eben auf den hellen Markt gekommen war, als Hanneus wieder zu ihm trat. — „Gehen Sie an der Kirche hinunter?" — fragte er höhnisch.

Schmidt erschrak, als er die Stimme neben sich hörte und die dunkle, schlanke Gestalt des unwillkom=menen Begleiters an seiner Seite fortschreiten sah. — „Ich eile dort hinunter" — erwiderte er und zeigte absichtlich nach der entgegengesetzten Richtung, während seine Blicke heimlich und besorgt auf dem Schlosser'schen Hause hafteten. — In der nunmehr

von Schmidt unfreiwillig eingeschlagenen Richtung warf das Mondlicht seine Schatten vor sie hin auf den Weg und wenn er die langgezogene Figur des Begleiters neben seinem eigenen Schattenbilde ansah, so wurde er von einer unheimlichen Furcht und Beklommenheit ergriffen, da es ihm erschien, als verfolge ein böser Schatten seinen Weg. In seinem Herzen regten sich Gefühle, die im grellsten Widerspruch mit denjenigen standen, welche die Gegenwart des Begleiters in ihm erweckte, er sehnte sich danach, den abendlichen Gang einsam zu wandeln und sann in Stillen darüber nach, so schnell als möglich von ihm loszukommen.

Hanneus hatte sich ihm nicht nur aus geheimer Absicht aufgedrängt, sondern fing auch alsbald ein Gespräch über den Essighändler wieder an. — „Sie werden sich vielleicht wundern". — nahm er das Wort, — „warum ich mich für den Mann so lebhaft interessire — ich bin lange Zeit Hauslehrer seiner Kinder und er scheint mir merkwürdig verändert, seitdem er mit Beireis heimliches Wesen treibt. Er redet nicht mehr von Demuth vor Gott, besucht die Kirche selten und sein Reichthum nimmt auf keine gute Weise zu. Was wissen Sie darüber, da Sie doch ein so eifriger Zuhörer des Professors sind?"

— „Derselbe vertraut mir seine Geheimnisse nicht

an" — gab Schmidt barsch und zerstreut zur Antwort.

— „Ich dachte, Sie ständen in einem Verhältnisse zu ihm; aus Ihren Reden im Ducksteinkeller sollte man vermuthen, daß Sie ein Lehrling in der Kunst der Finsterniß wären, denn ich irre mich nicht, wenn ich glaube, daß Sie es der Tochter des Essighändlers angethan haben."

Hätte Hanneus nicht dem Mondlichte den Rücken zugewandt gehabt, so würde Schmidt, indem er befremdet zu seinem zudringlichen Begleiter aufblickte, das böswillige Grinsen bemerkt haben müssen, welches bei den letztgesprochenen, absichtlichen Worten dessen bleiches Gesicht verzerrte.

— „Ei — warum soll ich es Ihnen verschweigen?" — fuhr Hanneus mit schnell erheuchelter Zutraulichkeit fort — „sind Sie doch ohne Zweifel der geheime Liebhaber des schönen Gretchen, den die Nachbarn und spät Vorübergehenden unter dem Fenster erblickt und für den Buhlteufel gehalten haben."

— „Ich verstehe Sie nicht" — antwortete Heinrich Schmidt verdrießlich — „ich bin nicht abergläubisch und albern genug, um an Ihren Teufelsgeschichten irgend ein Interesse zu finden."

Hanneus ließ im Schatten die volle Schadenfreude

über seine Miene spielen, indem er schnell hinzusetzte: — „Ja — das hätte ich auch nicht anders erwartet, denn man kann es Ihrer Armuth nicht verdenken, wenn sie, bei dem Mangel an Gottesfurcht, reich zu werden sucht, durch schwarze Kunst und die Liebe eines Mädchens.“

Heinrich Schmidt blieb leidenschaftlich stehen, weil er sich beleidigt fühlte, wendete sich gegen das Mondlicht und zwang dadurch den aushorchenden Begleiter, gleichfalls sein Gesicht in das Helle zu wenden. — „Was wollen Sie von mir?“ — fragte er abweisend und herausfordernd — „Sie hören, daß ich für Sie keine Geheimnisse zu enthüllen habe — ich begreife nicht, was sie bei mir suchen — gute Nacht.“

Damit schritt Schmidt schnell weiter, ohne es eigentlich selbst zu wissen, daß er sich bereits auf den „Edelhöfen“ befand, da er zerstreut und unruhig mit seinen Gedanken bei ganz andern Dingen weilend, die Straßen fortgeeilt war, um nur bei nächster Gelegenheit von seinem lästigen und widerwärtigen Begleiter abzukommen. Er war selbst überrascht, als er sich in seinem Forteilen plötzlich vor dem großen Hause des Professors Beireis befand, welches im tiefen Schatten des nahen „alten Stadtthurmes,“ unter dessen Bogenwölbung die Straße fortlief, geheimnißvoll und wie

ausgestorben vor ihm sich erhob. Um nur den spähenden Blicken des Hanneus, welcher in einiger Entfernung stehen geblieben war, zu entfliehen, barg er sich hinter einen Vorsprung des düsteren Gemäuers, um dann seinen eigenen Weg später fortzusetzen, von dessen Ziele er weit abgekommen war. — Hanneus schien keine Lust zu haben, den Studenten weiter zu verfolgen, zumal er sah, wie jener im Schatten des alten Stadtthurmes ganz in der Nähe des Beireis'schen Hauses verschwand. — „Er geht zu seinem teuflischen Meister" — murmelte er — „in mondhellen Nächten sollen die höllischen Künste am Leichtesten getrieben werden — ich weiß jetzt, daß er dazu gehört und es werden die gläubigen Menschen sich vor ihm fürchten."

In dem Schatten der nächsten Häuserreihe wurde gleichzeitig eine graue Gestalt sichtbar, welche eiligen Schrittes ihre Richtung nach demselben Hause nahm, wo der Student der Medicin verschwunden war: Hanneus trat furchtsam zurück, murmelte halblaut; — „Alle guten Geister loben Gott ihren Herrn" — und verließ damit schnell diese Gegend der Stadt.

Als jene graue Gestalt über den Weg durch den schmalen Lichtstreifen schritt, welchen der Mond zwischen den Dachgiebeln hindurch auf die Gasse warf, erkannte man einen Mann von mittlerer Größe, mit

etwas gebücktem und vorsichtigem Gange, dessen weiße Ziegenhaarperrücke besonders im Mondlichte hervortrat, dessen heller blaugrauer Rock mit großen Aufschlägen und Schößen und dessen gleichfarbiges kurzes Beinkleid scharf abstachen gegen die schwarzen Strümpfe und hochklappigen Schnallenschuhe. Er nahm seine Richtung geradeswegs auf das Haus zu, wo der Student sich verborgen hatte und wollte eben die Hausthürglocke ziehen, als er die Gestalt am Gemäuer des alten Stadtthurmes, welches die Straße überwölbte, gewahrte und entschlossen darauf zutrat. — „Was wollt Ihr?“ — fragte er mit lebhafter Stimme.

Heinrich Schmidt trat aus dem tieferen Schatten heraus und hatte nur einen flüchtigen Blick auf den Fragenden gerichtet, als er mit größter Ehrfurcht, aber auch einer gleichgroßen Verlegenheit grüßte und in die Worte ausbrach: — „Ach! Herr Hofrath, verzeihen Sie, daß Sie mich hier so spät finden.“

— „Wollen Sie mich sprechen? — Sehe ich recht, Sie sind der Studiosus Schmidt?“

— „Ich wollte...“ — stotterte dieser, nicht wissend, was er sagen sollte.

— „Ich kann mir schon denken“ — fiel der Hofrath Beireis — dies war der Mann — mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ein — „was Sie wünschen —

nun ja — ich will aus Rücksicht auf Ihren guten Eifer, Ihr früheres Gesuch berücksichtigen und Ihnen das Colleg über Chemie gratis bewilligen."

Schmidt war von der so unerwarteten und leichten Gewährung eines kürzlich einmal gegen Beireis ausgesprochenen und unbeantwortet gebliebenen Wunsches so überrascht, daß er im Gefühle seiner Freude nicht an eine weitere Erklärung seiner späten Gegenwart vor dem Hause dachte und dankbar erwiderte: — „Herr Hofrath, meine Armuth hat mich bisher von der Chemie ausgeschlossen, aber Sie werden erfahren, daß es meine hauptsächlichste Neigung war, die chemischen Geheimnisse kennen zu lernen und das zu begreifen, was die Menschen Wunder nennen."

Beireis lachte mit einem kaum sichtbaren Lächeln auf. — „Sie glauben nicht an Wunder, die außer der Möglichkeit der Naturwissenschaft liegen?"

— „Ich weiß, daß man der Naturkräfte mächtig werden kann durch die Kenntniß von der Verwandtschaft und Abstoßung der Körper und ich habe in Ihrem Colleg über Physik eine Einsicht in die Magie der Natur gewonnen, die mich begierig macht, mehr davon zu erfahren."

— „Was haben Sie eingesehen?" — fragte Bei-

reis mit einer fast befehlenden und herrschsüchtigen Betonung.

— „Das Alles natürlich zugeht!“ — antwortete Schmidt von der Freude der so unerwarteten als plötzlichen Erfüllung seines Wunsches so erregt, daß er in ungewöhnlicher Offenheit und ohne es zu wissen, dem berühmten Lehrer imponirte.

— „Sie möchten wohl Naturgeheimnisse erfahren, um selbst bewundert zu werden?“ — fragte Beireis spöttisch.

— „Nein — Herr Hofrath — aber ich möchte mir die Natur dienstbar machen und es Ihnen nachthun in der Entdeckung von Stoffen, die nicht Jeder zu finden vermag.“

— „Sie gehen wohl gar auf das Goldmachen aus“ — lachte Beireis — „aber, mein junger Freund, das verstehe ich nur, damit verschwenden Sie Ihre Zeit nicht.“

— „Wenn Sie es verstehen, Herr Hofrath, dann muß es Ihnen gelungen sein, das Gold, wie es die Erde in ihrer dunkeln Tiefe darbietet, in seine Bestandtheile aufzulösen, dann ist es kein einfacher Körper und die Chemie kann diese Stoffe wieder zusammenfügen.“

— „Ich sage Ihnen aber, daß noch mehr dazu gehört, was nicht jedem Menschen gegeben ist; — wa-

rum macht der Professor Lorenz von Crell es mir nicht nach, da er doch Chemie docirt?"

Diese Frage hatte Beireis mehr in dem Tone des Muthwillens und mit der Geberde der Eile gesprochen, indem er die Hand an den Glockenzug der Hausthür erhob.

— „Ich würde Ihnen zeitlebens dankbar sein, wenn Sie mir Kenntnisse verschafften, die....." — Hier brach Schmidt plötzlich ab, da die Glocke auf dem nächsten Thurme halb zehn schlug und er von einer mahnenden Erinnerung erschreckt wurde. — Es mußte zugleich die letzte, kränkende Aeußerung des Hanneus unwillkürlich mit seinen, von dem Glockenschlage angeregten, stillen Gedanken aufgetaucht sein, denn als der Professor ihn groß ansah, und mit dem Anziehen der Thürklingel zögerte, fuhr er mit plötzlicher Bewegung seiner Gefühle fort: — „O! helfen Sie mir, daß ich meine Armuth überwinde und lehren Sie mich, mein Brod zu verdienen."

Beireis schien mit einer beifälligen Verwunderung iese Worte gehört zu haben — er ließ die Hand von dem Glockenzuge wieder fallen und sprach: — „Fürchten Sie sich nicht, Geheimnisse zu erfahren, die große Opfer erfordern an Zeit, Mühe und Entbehrung?

— „Nein" — erwiderte der Student begeistert

— „wenn ich erreichen könnte, was ich wünsche, dann würde ich mein Leben daran wagen."

— „Sie gefallen mir, junger Mann" — sagte Beireis, schnell das Gespräch abbrechend; — „kommen Sie morgen nach Tische zu mir, ich will sehen, was ich für Sie thun kann. Gute Nacht." — Mit diesen Worten zog er seine Hausthürglocke, die Thür sprang von selbst, wie von unsichtbarer Hand geöffnet, aus dem Schlosse, Beireis trat ein und der Student befand sich allein im Schatten des Hauses auf einsamer Straße. Aufgeregt eilte er jetzt fort auf demselben Wege zurück, den er vorher mit Hanneus unfreiwillig gekommen war; ein warmer Südwind wehete ihm entgegen und säuselte geheimnißvoll in dem Lindenbaume, welcher vor dem Hause stand, an dem er so eben vorüber schritt. Er kam auf den Marktplatz, der röthliche Schein der Fenster vom Ducksteinkeller, aus dessen Trinkstube ein fröhliches Lied der Studenten erscholl, warf sein mattes Licht auf den schattigen Theil des Platzes, auf dem das steinerne Bild des Simson über dem Eingange der Collegien-Kirche mondbeleuchtet aus den Schlagschatten des Gemäuers hervortrat. Heinrich Schmidt richtete mit einer Unruhe, welche ihn zum ängstlichen Umherspähen antrieb, sobald nahe oder fern der Schritt eines vorbeigehenden Menschen erscholl, seinen Weg auf das,

nunmehr tiefer beschattete, große Haus des Essighändlers Schlosser, vor dem er stehen blieb und sich anstrengte, irgend Jemand an dem ausgebaueten Fenster, in welchem vor einer halben Stunde flüchtig ein Licht sichtbar gewesen war, zu erblicken. Er ging absichtlich lauter auf dem Steinpflaster auf und nieder, das Dachfenster des kleinen Nachbarhauses wurde geöffnet, ein Kopf mit weißer Frauenmütze lugte vorsichtig heraus, und zog sich schnell wieder zurück, als die Spähende im Schatten eine harrende Gestalt erblickt hatte. Gleich darauf bemerkte der Student am ausgebaueten Fenster eine Bewegung, als ob eine Hand mit weißem Tuche winke; er suchte sich durch Aufheben des Armes erkenntlich zu machen, der weiße Schimmer am Fenster verschwand und mit Hast entfernte sich der Harrende von dem Hause, um, durch einen schmalen Gang neben dem Thorwege, an die Hintergebäude und dann an den Garten zu gelangen, welcher, zum Schlosserschen Besitzthume gehörend, bis an die hinterliegende Gasse tief zwischen die Nebenhäuser hinein sich erstreckte. — Hier hatte Heinrich Schmidt wenige Secunden an der niedern, von Epheu wild überwachsenen Mauer gewartet, als eine Mädchengestalt im Garten erschien und sich dem grünen Gemäuer näherte, wo der Student sehnsüchtig ihrer harrte. Mit kühnem Sprunge schwang er

sich bei ihrem Kommen in den Garten und in der verschwiegenen Einsamkeit des von hohen Jasmingesträuchen beschützten Platzes floh die furchtsame Jungfrau in seine umfangenden Arme.

— „Ach! Heinrich! wie habe ich mich um Dich geängstigt" — sagte sie ebenso seufzend wie vorwurfsvoll — „um Neun Uhr hatte ich Dir das Zeichen durch das Licht am Fenster gegeben, wie vorgestern verabredet war, und schon einmal bin ich hier im Garten gewesen, um Dich zu finden. Nun habe ich am Fenster im Dunkeln über den Markt gespähet und es ergriff mich solche Angst, daß ich recht bitterlich weinen mußte. Wo bist Du auch so lange geblieben?"

Mit diesen Worten schmiegte sich das liebliche Mädchen, vom flüsternden Rauschen des lauen Südwindes in dem Gebüsche sanft erschreckend, an die Brust des Jünglings.

— „Ich habe das Licht wohl gesehen, liebes Gretchen" — erwiderte Heinrich schmeichelnd und die heiße Wange des Mädchens küssend — „ich harrte des verabredeten Zeichens drüben im Ducksteinkeller und wollte zu Dir eilen, als ein böser Schatten meine Wege verfolgte und ich ihm auf Umwegen zu entgehen suchte, um meinen geheimen Gang zu Dir nicht zu verrathen."

— „Ein böser Schatten?" — fragte Gretchen mit

innerem Erbeben — „Heinrich, es kann uns doch nichts Schlimmes widerfahren?"

— „Darüber tröste Dich, liebes Mädchen — wer weiß, wozu es gut ist, daß ich heute Abend zu spät komme — denke Dir, der Hauslehrer Deiner jüngeren Geschwister, Hanneus, redete mich dort im Keller an, wollte nicht von mir weichen, sprach wunderliche Redensarten voll Aberglauben und während ich diese verlachte, hat er mir doch eine Sorge gemacht, denn er erklärte mir, daß er von unserer Liebe wisse."

— „O mein Gott! das habe ich gefürchtet" — flüsterte Gretchen bang und drückte unwillkürlich die Hand auf die Brust. —

— „Was weißt Du davon?"

— „Er hat mich schon mehreremale, wenn der Unterricht vorbei war, angeredet und mich mit freundlichen Blicken angesehen, ach! er redete so finster und beängstigend, daß ich immer zu Muthe wurde, als ob gar keine Freude mehr in der Welt sei. Er hat mir das Herz schon oft schwer gemacht, wenn er vor bösen Gelüsten warnte und ich mir in's Geheim eingestehen mußte, daß er gerade solche Empfindungen und Freuden verdammte, die mich so froh und selig stimmten."

— „Er ist ein Mensch voll schrecklicher Phantasieen, liebes Gretchen — er glaubt an den Teufel und viele

andere Vorurtheile des alten, geistlichen Regimentes und was er nicht versteht, das nennt er böse."

— „Das achtzehnjährige Mädchen hatte die großen, schwärmerischen Augen mit horchender Miene auf den Geliebten gerichtet und schien in banger Ungewißheit zu zögern, das Urtheil über den Theologen anzuerkennen... — „Er redet aber aus der Bibel" — flüsterte sie kaum vernehmbar — „ach, Heinrich, ist es keine Sünde, sich über die weltlichen Dinge zu freuen und dem Herzen zu folgen?"

— „Wahrlich nicht, ich schwöre Dir, liebes Gretchen, Alles, was natürlich ist, das kommt von Gott — aber Du wolltest mir ja von Deiner Besorgniß erzählen."

— „Ja — heute Mittag hat der Hauslehrer mich angeredet und seltsame Dinge erzählt, daß es einen Buhlteufel gäbe, der die Gestalt andrer Leute, die man liebte, annehmen könne und das reine Herz mit bösem Wesen vergifte. Dann hat er mir deutlich merken lassen, daß ich mich behüten möge, da die Nachbarn gesehen haben wollten, daß der Buhlteufel auch an unser Haus schleiche und mir nachstelle, ich solle fleißig beten und zum Abendmahl gehen, auch oft fromme Betrachtungen mit ihm anstellen, um im wahren Glauben stark zu werden — und da hat er

mir den Buhlteufel beschrieben, wie er aussähe — o! Heinrich — er malte mir ein Bild, das — Heinrich, schwöre bei Gott, daß Du ein frommer Mensch bist — er beschrieb mir ein Bild, von dem mir das Herz sagen mußte, daß er Dir ähnlich sei."

— „O Du armes, betrogenes Mädchen!" — fiel Heinrich mehr lachend als ernst ein — „der Seelsorger will Dich umgarnen, um für sich selbst dabei zu sorgen, merkst Du das nicht?"

Gretchen war zu sehr in der altgläubigen Gottesfurcht und Kirchenlehre erzogen, um die ihr aufgedrungenen Ansichten nicht mit tiefem Ernste zu behandeln, und die lachende Antwort Heinrich's nicht ohne geheime Beklommenheit zu vernehmen. Ihre vor etwa einem halben Jahre verstorbene Mutter war eine streng orthodoxe Frau gewesen, welche an den Teufel geglaubt und die böse Kunst der Besprechungen und Hexerei gefürchtet hatte. Unter ihrem abergläubischen Einflusse war Gretchen von früh an zu einer bangen Demuth und frommen Gläubigkeit erzogen, aber in ihrem Herzen hatte sich mit dem Heranreifen zur Jungfrau ein natürliches, reines Empfinden des Lebens geregt, welches seitdem mit den anerzogenen Grundsätzen des Wunderglaubens in einen unklaren Streit gerathen war und in der natürlichen Mädchenseele eine beäng-

stigende Ungewißheit über das Gute und Wahre verursacht hatte. Sie war mit dem Studenten Heinrich Schmidt vor kurzer Zeit auf einem Dorfe nahe vor Helmstedt, wo sie im Frühjahre bei einem Verwandten gelebt und er einen Kranken kurirt hatte, bekannt geworden, Beide waren sich zufällig auf dem Weidenwege am Dorfe begegnet, und eine geheime Macht, über die Gretchen sich am Wenigsten Rechenschaft zu geben vermochte, hatte sie miteinander vertraut gemacht. Mit furchtsamem Herzen war sie dem Drange und der Lust am Anblicke des Jünglings gefolgt und erst als dieser ihr das unnennbare Gefühl und Sehnen ihres Herzens als Liebe gedeutet hatte, da war sie glücklich geworden und ihre ganze Seele war von dem Vertrauen zu dem Geliebten erfüllt. Erst spät hatte sie daran gedacht, daß sie ihr Leben nicht mehr allein besitze, daß sie in der Gewalt einer Macht sei, die alle ihr Denken und Empfinden beherrsche, sie hatte darüber neues Bangen in sich gefühlt, aber es mußte, das beruhigte sie, ein gutes Wesen sein, welches sie an Heinrich kettete, denn sie war so glücklich und fühlte sich andächtig fromm zu Gott erhoben, wenn sie sich dem Gedanken der Liebe hingab. So ward ihre Seele schwärmerisch und beklommen von Gefühlen gleichzeitig durchwogt. —

Als Heinrich ihre, durch den Hauslehrer geweckte Besorgniß mit den lachenden Worten zu beschwichtigen gesucht hatte, und sie ihn zweifelhaft anstarrte, wurde ihr Herz wieder bang und sie blickte sich mit flüchtigem, unheimlichem Schauer um, als die Gebüsche rauschten und die Schatten der Zweige im Mondlichte sich vor ihren Füßen bewegten. — „Ach! Heinrich!" — flüsterte sie furchtsam — „sage mir, thuen wir Recht in unserer Liebe, ist es keine Sünde, wenn ich heimlich zu Dir komme und es dem Vater verberge?"

— „Ja, Du thust Recht, liebes Mädchen" — betheuerte Heinrich glühend — „die Liebe giebt sich selbst ihre Pflichten und glaube mir, daß ich treu und ehrlich Dein zeitliches und ewiges Glück will. Was mich betrübt, das ist meine Armuth, die Dein reicher Vater zurückweisen wird, wenn er unsere Liebe erfährt, aber ich schwöre Dir, ich will nicht eher ruhen, bis ich es herausgefunden habe, wodurch Andere zu Gut und Geld gekommen sind."

— „Wie erschreckt mich Dein Schwur — Heinrich; hast Du etwas im Sinne, was Unrecht ist? Wie willst Du das Vermögen gewinnen, was meinem Vater genügen könnte? Ach! und seitdem er so reich geworden ist, fürchte ich mich, daß er es durch böse Mittel geworden, denn er geht nicht mehr in die Kirche, treibt

geheime Künste mit seinem Geschäfte und doch wird er zornig, wenn Jemand von Dingen spricht, die man aufgeklärt nennt."

— „Dein Vater geht viel mit dem Professor Beireis um — das weiß die ganze Stadt und ich vermuthe, daß dieser ihm irgend ein Naturgeheimniß gelehrt hat, wodurch er auf schnelle und billige Weise einen Essig herstellt, der es an Güte und Ruf allen anderen zuvorthut."

— „Deshalb habe ich eine große Furcht, daß mein Vater unter dem Einflusse böser Künste steht und ich sehe in seinem Reichthume ein unseliges Gut" — sagte Gretchen im lieblichen Nachsinnen und bangem Aberglauben ihres kindlichen Gemüthes.

— „Darüber kannst Du getrost sein, ich bin gewiß und wahrhaftig überzeugt, daß das Geheimniß, welches zwischen Deinem Vater und dem Hofrath Beireis waltet, in nichts Anderem besteht, als in der nutzreichen Anwendung von Naturkräften und Stoffen, deren Product Geldeswerth hat. Auch ich habe schon oft darüber nachgedacht, durch die Naturwissenschaft eine Entdeckung zu machen, welche zu Geld und Gut bringt, aber, wenn mir auch meine Studien im der Physik immer zuversichtlicher verrathen, daß Alles in der Welt natürlich zugeht und es nirgends ein Wun-

der giebt, welches nicht nothwendig den Gesetzen einer von Ewigkeit her gültigen Naturordnung entspricht, so fehlten mir seither noch die chemischen Kenntnisse zur Entdeckung neuer Stoffe, die dem Leben nützen. Nun kann ich Dir aber eine Nachricht bringen, die mich froh macht und begeistert, denke Dir nur, Gretchen, wie ich dem finsteren Hanneus entrinnen wollte, um desto eher auf einsamem Wege in Deine Arme zu eilen, da treffe ich mit dem Hofrath Beireis unerwartet zusammen und was er mir auf meine Bitten im Auditorium nicht beantwortete, das erfüllte er mir erst im Mondschein auf offener Straße, er will und wird mir gestatten, bei ihm die Chemie unentgeltlich zu hören und er nahm ein solches Wohlgefallen an mir, daß er mich auf morgen zu sich bestellte."

— „Ach! Heinrich, wie erschreckst Du mich damit" — erwiderte Gretchen unter furchtsamem Anschmiegen an den Geliebten; — „der Professor Beireis hat eine geheime, unheilige Kenntniß, von der die Leute sagen, daß er sie vom Teufel gelernt habe, und man spricht viel Grauenhaftes von ihm, das mich immer geängstigt hat."

— „Liebes Mädchen, das sagen nur Leute, welche im Aberglauben leben und durch die Naturwissenschaft nicht aufgeklärt sind — der Teufel, welchen die Aber=

gläubischen fürchten, ist nur die Vernunft des Menschen, welche sich durch Erkenntniß der Naturkräfte dieselben dienstbar macht, daß sie der menschlichen Einsicht folgen."

Gretchen hatte diese Worte nicht völlig verstanden, sie hielt des Jünglings Hand mit solcher Kraft und innerer Bewegung fest, als wolle sie ihn von einer Gefahr zurückhalten. — „O! mein guter Heinrich!" — seufzte sie flehend — „Deine Reden sind so ungewöhnlich, so vermessen; der Pastor predigte letzten Sonntag, daß der Hochmuth im Menschen, welcher sich einbilde, mehr zu wissen und zu vermögen, als dem Demüthigen von Gott gestattet sei, vom Bösen eingeflüstert werde und den Menschen von dem Glauben entferne — Heinrich, mir wird so ängstlich dabei."

— „Du wirst anderes Sinnes werden, wenn Du einst erfährst, daß ich Geheimnisse entdecke und dennoch fromm und gut dabei bleibe — und, liebes Gretchen, es geschieht ja Alles nur, um Dich zu besitzen und glücklich zu machen."

— „Ich fasse das nicht" — sagte das bange Mädchen, welches schüchtern und mit Grauen in das dunkle Gebüsch und auf die grüne Gartenmauer blickte, weil es hier sich zu regen schien — und als jetzt die Glocke der nahen Kirche anschlug und plötzlich eine schwarze

Katze über die Mauer sprang, da schreckte Gretchen zusammen und drängte ihr klopfendes Herz an die Brust des jungen Mannes. — „Heinrich! — in Gottes Namen, Heinrich! bleibe auf guten Wegen!" — flüsterte sie ebenso inbrünstig wie beklommen.

— „Ja — auf guten Wegen — so wahr der Mond dort vom Himmel auf uns niederleuchtet" — sprach Heinrich feierlich. — „Sei überzeugt, daß alle Zauberkraft und Wunderkraft schon längst von allen Aufgeklärten natürlich gedeutet wird und nur das Volk daran glaubt, weil die Religion dieses Vorurtheil früherer, unwissender Zeiten noch beibehalten hat. Zage nicht, liebes Gretchen, ich will Dir meinen Entschluß offenbaren, dessen Gedanken mich schon seit Wochen beschäftigen und der nun so plötzlich zu neuer Hoffnung erwacht ist."

Gretchen horchte mit zurückgehaltenem Athem auf die Worte des Jünglings.

— „Meine Armuth drückt mich, sie fesselt mein Leben und seine Anlagen an die trostlose, tödtende Gewalt der Entsagung dessen, was ich zu erreichen den Willen habe und lähmt den Muth dazu. Vom ersten Tage meines Besuches der Universität in Helmstedt, fühlte ich eine besondere Anziehung zum Professor Beireis, zu seinem Wunderrufe, seinen Geheimnissen und Künsten.

Ich sagte mir, als ich erfuhr, daß er ebenfalls blut-arm nach Helmstedt gekommen sei, daß er seinen Wohlstand nur durch die Früchte seiner geheimen Kennt-nisse und diese nur durch Nachdenken und Forschung gewonnen haben könne ich dachte, als man mir er-zählte, daß er einst als mittelloser und wißbegieriger junger Mann vom Professor Heister besonders unter-richtet und zum Famulus gemacht worden sei, daß ich mich ihm nähern wolle und er vielleicht an mir ebenso handeln werde, wie es einst der berühmte Heister, dessen Amt und Würden er jetzt bekleidet, an ihm gethan hat. — Zittere nicht, Gretchen, es ist mein Dichten und Trachten, reich zu werden durch die Naturkenntnisse, wie es Beireis geworden ist, denn nur dann wird Dein Vater einwilligen, Dich mir zur Frau zu geben."

— „Dein Begehren ist Sünde, Heiurich — ich liebe Dich ja in Deiner Armuth, weil Du gut und fromm bist — lebe nach Gottes Willen, was Du aber sagtest, kommt wahrlich nicht von Gott."

— „Und das gerade will ich Dir durch die spätere That widerlegen — ich liebe Dich, Gretchen, laß den Glau-ben an den Teufel und die übernatürlichen Dinge fahren, Du sollst durch mich vom Aberglauben befreiet werden."

— „Heinrich, ich fürchte mich vor Dir — ach! ich kann ja dieses Grauen nicht unterdrücken."

— „Erfahre erst ganz, was ich will — die Welt sagt — und Beireis rühmt sich dessen selbst — daß er Gold zu machen verstehe; das muß ich herausbringen, das muß ich gleichfalls herausgrübeln und, kann ich es ihm nicht absehen, dann wird es mir selbst gelingen, wenn es mit den Naturkräften übereinstimmt.“

— „Nein, nein, Heinrich — das darfst Du nicht unternehmen, Du redest heute Abend so fremd, ach! wenn ich mir sagen muß, daß Du mit Beireis verkehrst, so komme ich um vor Seelenangst; ich fürchte ihn und seit ihn mein Vater nach dem Tode der Mutter zu seinem Hausarzte gemacht und viel geheime Unterredung mit ihm hat, bin ich immer so beklommen. Im Nachbarhause wohnt eine alte Frau oben im Dache, welche bis in die Nacht hinein spinnt und die hat mich angst gemacht, daß böse Geister um unser Haus gingen, so lange Beireis mit dem Vater verkehre.“

Heinrich Schmidt lachte.

— „Doch — fuhr Gretchen eifrig fort — „der Knecht sagt auch, er wisse nicht, woraus der Essig würde, den der Vater verkaufe; während doch jeder gute Mensch Bier nöthig habe, um Essig zu brauen, kaufe der Vater altes Obst, das Keiner mehr wolle, und viel Branntwein an und dann komme Beireis Abends her und mache Essig. — Aber ich fürchte, er

hat meinem Vater das Goldmachen gezeigt — das ist eine Kunst vom Teufel — o! Heinrich, komme wieder auf gute Gedanken!" — Gretchen hatte diese letzten Worte mit thränennassen Blicken auf den Geliebten gesprochen.

— „Wenn ich alle diese Geheimnisse gelernt habe, dann werde ich sie Dir anvertrauen" — sagte Schmidt mit dem frohen Muthe der besseren Einsicht; — „dann wollen wir Essig und Gold mit frommen Sprüchen zur Ehre Gottes machen und wenn es uns auch in Gottes Namen gelingt, dann wirst Du an die Naturwissenschaft als eine Offenbarerin der göttlichen Weisheit glauben."

Gretchen sah nach den dunkeln Hintergebäuden, durch die sie zurückgehen mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen. Hatte die Liebessehnsucht ihr den Muth gegeben, allein, bei unheimlichem Mondscheine, in den Garten zu eilen, so war sie jetzt durch die Unterredung mit dem Geliebten in jene bange Stimmung gerathen, wo der furchtsame Sinn sich vor dem Schatten entsetzt, den ein ungewisses Mondlicht zu beleben und zu vergrößern scheint.

— „Begleite mich bis an den Hof" — bat sie unruhig, als es mit dumpfen, summenden Tönen Zehn schlug.

— „Kehrt Dein Vater denn heute Abend früher aus dem Wirthshause zurück?“ — fragte der Student.

— „Er geht seit mehreren Tagen nicht mehr zu Biere bei Fehse auf der Korr.straße, seitdem er dort den Aerger gehabt hat.“

— „Davon weiß ich nichts, was ist denn vorgefallen?“

— „Der Bierbrauer Fehse ist böse gestimmt auf den Vater, seitdem er sein Korngeschäft nicht mehr allein betreibt, sondern den Essighandel im Großen angefangen hat, ohne daß man erräth, wie der starke Essig gemacht wird. Und da der Professor Beireis in der ganzen Welt bekannt ist und den Essig auswärts empfohlen hat, so bekommt der Vater viele Bestellungen von fremden Leuten, die früher von Fehse kauften und das hat Zwiespalt hervorgerufen. Der Bierbrauer hat von Teufelsessig gesprochen, den der Mensch nicht ohne Gefahr für Seele und Leib genießen dürfe, der Vater ist, seitdem er den Essig macht, immer sehr aufgeregt und so ist es zu schlimmen Worten gekommen, woran die Gäste, die dort das englische Bier trinken, Antheil genommen haben.“

— „Hm! Hm!“ — sagte Schmidt nachdenklich, — „wenn ich doch auch solchen Essig machen könnte!“

Gretchen richtete einen strafenden Blick, der die

volle Besorgniß ihres, von kindlichen Vorurtheilen befangenen Herzens verrieth, auf den Geliebten und indem sie dann schnell die Hände faltete und auf seine Brust drückte, legte sie den Mund an seine Wange und sprach flehend: — „Heinrich! spotte nicht, ich bitte Dich um Gotteswillen, bleibe ein guter Mensch, Deine Wünsche sind sündlich, ich gehe mit Angst von Dir.“

— „Wie es mich in Liebe zu Dir treibt, und ich für Dich sterben könnte, wenn ich Dich dadurch zu retten im Stande wäre, so treibt mich die Begierde des Wissens zur Ergründung der Natur; — aber das Wissen von der Natur ist todt, wenn es nicht dienstbar wird zum Nutzen und Gebrauche des Lebens und ich muß Tag und Nacht daran denken, daß ich verstehen lerne, was ich nicht zu begreifen vermag. So lange ich arm bin, wird Dein Vater meine Liebe zu Dir verspotten; das aber ertrage ich nicht, das kann ich Deinetwegen nicht dulden, das würde mich demüthigen. Nenne dieses Wesen in mir böse — bei Gott, Gretchen, ich kann nicht davon abstehen und auch Du wirst Dich aufklären lassen, wenn Du einsiehst, wie ich in meinem Streben nach Geheimnissen, die Du fliehest, gut und tugendhaft bleibe.“

Diese Worte hatte der Student mit Begeisterung

gesprochen und während er mit der Linken das zaghafte Mädchen fest an seine Brust gedrückt hielt, die Rechte zum mondhellen Himmel emporgestreckt. Eine feierliche Stille, ein gegenseitiges Anstaunen und Bemühen, im dämmerigen, ungewissen Scheine, des Anderen Gesichtsausdruck zu erkennen, folgte diesen Worten, — die Jasminblätter flüsterten in eiligerer Bewegung des lauen Südwindes, die Schatten schienen sich wie horchende Gestalten länger auszudehnen.

— „Ich muß in's Haus zurück" — hub Gretchen plötzlich an — „ich werde diese Nacht viel über Deine Worte nachdenken müssen, morgen Abend muß ich Dich wieder sprechen, Heinrich, o! sei mir nicht gram darüber, ich fürchte mich vor Dir und doch hast Du es mir mit geheimer Macht angethan, daß ich nicht von Dir lassen kann; meine Angst um Dich wird stärker werden, wenn ich nicht bei Dir bin, Heinrich! — ich will mit Dir sein, wo und wie Du lebst, aber sei gut, erbarme Dich meiner Seele, die auf Gott vertraut."

— „O! Du kindlich reines Wesen!" — rief Heinrich mit gedämpfter Stimme und im Uebermaße seiner Gefühle — „siehe, wie Licht und Schatten sich in diesem Garten vertheilen und sich verdrängen, so kämpfen auch im Menschengemüthe Erkennen und Finsterniß mit einander; — siehe dort das dunkle Gesträuch, Du

fürchtest Dich, hinein zu gehen, weil Du nicht weißt, wer im Dunkeln lauert, aber wenn Du muthig eindringst oder bei hellem Sonnentage hineinblickst, dann wirst Du Blatt und Blumen finden, die Auge und Herz ergötzen. So fürchtet sich auch das menschliche Gemüth, seine dunkeln, geheimnißvollen Tiefen, welche die Phantasie mit Ungewöhnlichem erfüllt, zu erhellen, so sträubt sich der Hang zum Wunderbaren im Menschen, sein Grauen vor einem Geheimnisse gegen die nackte Wahrheit auszutauschen — so geht es auch Dir, deren Gemüth gefangen ist von dem Glauben Deiner Mutter und den finsteren Einflüssen des Hauslehrers; — o, Gretchen! glaube mir, der Mensch soll nicht furchtsamer Bewunderer der Natur, sondern ihr Herr und Meister werden — das ist eine innere Stimme in mir — und daß sie gut ist, das beweist mir meine Freudigkeit in Gott bei jeder neuen Erforschung."

Das bange Mädchen hatte anfangs mit wunderbar schönem Blicke des liebenden Vertrauens zugehorcht und dann nachsinnend in das dunkle Gebüsch gestarrt, auf das sie durch Heinrich's Hand aufmerksam gemacht worden war. — „Fürchtest Du Dich noch?" — fragte er erregt, und als sie zögerte, ihm in den tieferen Schatten des Gemäuers zu folgen, drang er mit Schnelligkeit in die dunkle Blätterlaube ein und trat

sogleich wieder mit einer weißen Rose hervor, welche er der Geliebten darreichte. — „Siehe, Gretchen, wie ich Dir aus dem Dunkeln diese Blume bringe, so werde ich auch dereinst Gold aus den noch dunkleren Gebieten der Natur holen und mit Dir theilen; bewahre diese weiße Rose als ein Andenken dieser Stunde und als ein Zeichen der Schuldlosigkeit meines Beginnens."

Gretchen nahm die dargereichte Blume zögernd hin und blickte dabei zerstreut in die dunkeln Hintergebäude, durch welche ihr Rückweg in das am Markte liegende Vorderhaus führte. — „Begleite mich bis an den Hof" — bat sie unruhig — „ich muß zurückkehren, man könnte mich suchen und uns hier treffen."

— „Ich will Dir einen Vorschlag machen" — erwiderte Heinrich — „wenn ich an die Worte des dämonischen Hanneus denke und damit die Aeußerungen zusammenstelle, welche die Nachbarin gegen Dich gethan hat und wenn ich vermuthen darf, daß jene Frau es gewesen ist, die, als ich vorhin auf dem Markte vor dem Hause auf ein Zeichen von Dir lauerte, das Dachfenster öffnete und bei meinem Anblicke rasch wieder schloß — dann fürchte ich, daß unsere abendliche Zusammenkunft hier im Garten nicht länger geheim und ungefährdet bleibe. Laß nur dem Aberglauben und der Bosheit keine Veranlassung geben, von Buhlteufel und

bösen Wesen, die Dein Haus umschleichen, ferner reden zu können, sondern laß uns einen andern Ort suchen, wo wir uns wiederfinden."

Gretchen horchte auf und flüsterte, eilig und besorgt umherspähend: — „Aber wo könnten wir uns sprechen, daß wir nicht entdeckt würden?"

— „Laß uns am hellen Tage oder vor der Dämmerung des Abends in Tannenhölzchen am schwarzen Berge, nahe vor dem Thore zusammenkommen, dort sucht man uns nicht."

— „Ja — übermorgen, vor der Dämmerung!" — flüsterte Gretchen hastig und zog den Geliebten unruhig durch den Gang in die düsteren Hintergebäude, um in den Hof zu gelangen. — An der Thür horchte sie auf Geräusch im Hause, sah nach den Kammerfenster des Vaters hinauf, aus welchem Lichtschein an die gegenüberliegende Wand fiel, dann berührte sie flüchtig mit küssenden Lippen des Jünglings Mund und huschte, den Zögernden mit der Hand zurückwinkend, in das Haus, dessen Hofthürriegel Heinrich leise zuschieben hörte. — Mit raschen Schritten war dieser wieder in den Garten geeilt, über die niedere Mauer gesprungen und durch die schmale Twete auf den freien Markt zurückgekommen — hier blieb er einige Secunden lang stehen, blickte mit bewegten Gefühlen das große, stolze

Haus an und schritt dann, von lebhaften Gedanken getrieben, davon, indem er mit sich selber sprach: — „Ja! ich muß es enthüllen, wie Gold gemacht wird, wenn es irgend nach Naturgesetzen ausführbar ist — ich will meine Zeit und meine ganze Hoffnung daransetzen und wenn es mir gelingt, den Aberglauben von der Hülfe böser Mächte zerstören."

Die mondhellen Straßen lagen bereits in nächtiger Ruhe, weit hin schallte der Tritt des einsamen, späten Wanderers, nur im Duckſteinkeller lärmte noch die fröhliche Studentenschaft. —

. . . .

Wir gehen in der Zeit dieses Abends um einige Stunden zurück. — Es mochte acht Uhr geschlagen haben, als in der Dämmerung des sinkenden Sommertages ein frisches, in allen Bewegungen lebhaftes und muthiges Mädchen von schlanker, aber anmuthiger Gestalt, über die Straße, welche „auf den Edelhöfen" heißt, fortschritt und vor der Thür des großen, stattlichen Hauses, welches dem Hofrathe Beireis gehörte, stehen blieb, mit vertraueter Hand den Glockenzug zog und während des Wartens auf Eröffnung der Thür, die herausfordernden Mienen und Grüße einiger vorübergehender Studenten mit schelmischen, lachenden Blicken erwiderte. — Alsbald wurde die Hausthür

aufgeriegelt und eine etwa vierzigjährige Frau erschien, die ihre ehrbare mißtrauische Miene schnell beim Erkennen des hübschen Mädchens in die Züge frohester Ueberraschung verwandelte und mit dem Ausrufe: — „Herr Jemine! Du bist's, Eva? — Woher kommst Du so unvermuthet? — Und, Mädchen, wie groß und prächtig bist Du geworden!"

— „Ja, Base, ich bin's selber und was Du mir von meinem Aussehen sagst, daß freuet mich; — ich bin heute Nachmittag von Braunschweig zurückgekommen, wo ich drei lange Jahre die alte Verwandte zu Tode pflegen mußte, daß ich selbst dabei elend geworden wäre, wenn mir der Himmel nicht so viel Frohsinn und Lust zum Lachen gegeben hätte."

Während dieser Antwort des heiteren Mädchens, aus dessen blauen Augen ein kecker Uebermuth lachte und dessen kleiner, rother Mund den neckischen Scherz des leichtsinnigen Muthwillens verrieth, hatte die Frau hinter der Eingetretenen, die ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange gab, die Hausthür wieder verriegelt und die plaudernde, junge Verwandte über die große Hausflur in einen Gang des hinteren Flügels geleitet, wo eine kleine Wohnung nach dem Garten hinaus lag, deren Thür Eva vorauseilend in bekannter Weise öffnete.

— „Alles noch so wie vor Jahren" — rief sie,

lebhaft das Zimmer überblickend — „der alte Lehnstuhl, der mauserige Buchfink vom Vetter aus Clausthal, die alte Uhr mit dem Glockenspiel — ach! und da die Aufwäsche für den Herrn Professor!“ — Diese letzten Worte sprach sie auflachend, indem sie auf ein Repositorium zeigte, worin eine große Zahl frischgespülter Medicinflaschen, chemischer Kochgläser und Retorten stand. — „Nachgerade muß Vetter Leonhard doch hinter die schwarzen Künste seines Meisters gekommen sein“ — fuhr sie schalkhaft fort — „und da wird er mir den Gefallen thun, etwas von dem Golde abzugeben, was in dieser Hexenküche abfällt.“

Die Frau Leonhard — dies war die vierzigjährige Base des frischen Mädchens — erwiderte dessen leichtfertige Reden mit einer geheimnißvollen Miene, welche sich zu einem altklugen Lächeln verzog, als sie sagte: — „Nun nimm Platz, Eva, mein Mann wird auch gleich kommen; — ich kann Dich nicht genug ansehen, Mädchen, was Du groß und hübsch geworden bist, was sagt denn Deine Mutter dazu!“

— „Ei, der bin ich nicht nach Wunsche, die sähe lieber, daß ich mit ihr in der Hauspostille läse, immer von Gottesfurcht und böser, verderbter Welt mit ihr redete, vor jedem jungen Menschen wie eine Nonne

wegliefe und mich vor dem Teufel und seiner Großmutter fürchtete."

— „Du sprichst ja wie ein Student — Eva — ein junges Mädchen muß sich in Helmstedt besonders vorsehen und häuslich sein, denn man kommt leicht in schlimmen Ruf und ein ehrlicher Bürgersmann freiet Dich dann nicht."

Eva rümpfte die schelmische Oberlippe mit einem Zuge der Verächtlichkeit und liebenswürdigsten Keckheit, wobei sie durch das Fenster in den Garten schielte; dann sprach sie mit lachendem Uebermuthe; — „Hm! einen Bürgersmann begehre ich auch nicht, was sollte ich mit solchem Philister anfangen? — Du hast mir selbst gesagt, daß ich hübsch wäre und dafür giebt schon ein Doctor oder Professor oder gar Baron seine Liebe weg."

— „Barmherziger Himmel! Mädchen, wo bist Du an diesen sündigen Hochmuth gerathen? — das kommt gewiß von der großen Stadt Braunschweig."

— „O! wenn ich mich dort auf der Masch oder in Jeck's Garten sehen ließ, dann haben mir die jungen Herren, — besonders die reichen Collegianer, viel Schönes gesagt und nun habe ich mir einmal eingebildet, daß ich noch einen vornehmen Mann bekommen müßte."

— „Das ist Leichtsinn, das schlage Dir aus dem Kopf, das führt zum Bösen.“

— „Was ist denn Böses?“ — lachte Eva neckisch — „als Oheim Leonhard vor vielen Jahren hier in Dienste von Beireis trat, ganz in's Haus zog und an den Geheimnissen mithalf, die in der Welt viel Aufsehen machen, da nannte meine abergläubische Mutter Eure neue Lage ein böses Beginnen und obgleich sie Deine leibliche Schwester ist, hat sie noch keinen Fuß zu Dir hier in's Haus gesetzt, weil sie einmal glaubt, der Ohm Leonhard habe sich mit dem Professor Beireis dem Teufel ergeben. Ha! ha! ha! ich liebe die Teufel ungemein und möchte wohl einen sehen.“

— „Rede das nicht, male die Hölle nicht freventlich an die Wand — Mädchen! Eva! was ist aus Dir geworden?“

— „Possen — ich glaube weder an den Teufel, noch...“

Um diesen Gegenstand, dessen Erwähnung die Frau Leonhard ungern zu hören schien, schnell abzubrechen, fiel sie dem Mädchen fragend in die Rede. — „Wirst Du uns denn inskünftig auch fleißig besuchen?“

— „Ei, das habe ich mir besonders vorgenommen, wenn ich's auch heimlich thun muß, um meine abergläubische Mutter nicht zu beängstigen; — aber ich

muß erfahren, was hier im Hause getrieben wird, wovon die ganze Welt redet. In Braunschweig erzählt man die wunderbarsten Geschichten, die dem Abergläubischen die Haare sträuben und den Aufgeklärten zum Lachen zwingen. Ich will Dir nur geradeaus sagen, daß kein vernünftiger Mensch an die Wunder des Professors glaubt."

— „Eva, sprich nicht so — wenn Leonhard solche Rede hörte, würde er sehr ärgerlich und Dir vielleicht verbieten wieder zu kommen" — erwiderte die Frau gutmüthig drohend. — „Die ganze Welt weiß, daß der Herr Hofrath Wissenschaften besitzt, die kein Mensch außer ihm kennt und daß er sich zur Heilung von Kranken und in der Scheidekunst Kräfte erworben hat, welche wunderbar sind."

— „In Braunschweig hat ein Professor am Carolinum öffentlich bekannt gemacht, daß die Goldmacherei Eures Helmstedter Faust nichts sei — er möge wohl Goldeswerth fabriciren können, aber das eitle Gold lasse sich nicht machen."

— „Laß uns darüber schweigen, Eva — der Herr Hofrath ist ein sehr gefälliger Mann, der einem freundlichen Mädchen vollends keine Bitte abschlägt; wenn Du wieder mich besuchst und der Hofrath zu Hause sein sollte, dann will ich Leonhard auffordern, Dich mit

ihm bekannt zu machen, damit Du die wunderschönen Seltenheiten einmal siehst, die fast das ganze Vorderhaus ausfüllen."

— „Das nehme ich mit großer Freude an — aber sage mir, wohnt denn Niemand weiter in diesem großen Hause, als der Professor und Du mit Deinem Manne?

— „Nein — nur zuweilen ziehen vornehme Kranke, welche Vergmögen haben, ganz in das Haus, bis sie curirt sind."

— „Und heirathen will der Professor nicht?"

— „Ich wollte wünschen, er fände Gefallen an Dir" — sagte die Frau in Uebereilung, da sie diesen, seit einigen Minuten gehegten Gedanken in der stillen Freude, womit sie so eben das liebliche, in seinem Leichtsinn und Lebensmuthe so verführerische Mädchen betrachtet hatte, nun unabsichtlich über die Lippen brachte.

— „Pah! was sollte ich mit einem alten Manne machen?"

— „Alt? — Was denkst Du denn? Er ist am zweiten März erst vierzig Jahre alt geworden — doch, vielleicht ist es nicht Recht, daß ich solche Reden führe, wie es das Schicksal will, so kommt's doch."

— „Nun sei einmal grundehrlich, Base" — begann das schelmische Mädchen, indem es sich vor die sitzende Frau Leonhard stellte, ihre Backe mit weicher, schmeicheln=

der Hand klopfte und die Alte blinzelnd betrachtete: — „ist es denn wahr, daß Leonhard dem Professor beim Goldmachen hilft und überhaupt hier im Hause etwas Wunderbares getrieben wird? Wenn ich das wüßte, dann hätte ich den Ohm noch einmal so lieb, denn ich fühle für alle Geheimnisse so etwas, das man ebenso gut Neugier wie Bewunderung nennen könnte."

Die Frau Leonhard sah mißtrauisch in das Gesicht des heiteren, den schelmischen Ernst im Auge und Lächeln tragenden Mädchens und nickte geheimnißvoll bejahend, wobei sie zugleich die deutlichste Bewunderung der lieblichen, keck über sie gebeugten Jungfrau nicht zurück zu halten vermochte. Und in der That war die zwanzigjährige Eva ein verführerisches Bild frischer, in muthwilliger Lebensfreude blühender Mädchenschönheit, als sie da vor der Tante stand, die blauen, funkelnden Blicke wie Sonnenschein auf sie niederstrahlen und das keck ausgeschnittene Mieder den alabasterweißen Busen verrätherisch vorquellen ließ. In der schlanken, engen Taille und den runden Hüften, welche dem Faltenwurfe des langen Rockes eine angenehme, vornehme Form gaben, lag eine so anziehende Natürlichkeit und doch wieder eine so stolze Haltung, daß man über den Linien der Schönheit ganz die Einfachheit und Dürftigkeit des Anzuges übersah. — Auf

das bedeutungsvolle Nicken der Tante spielte ein spöttisches, schadenfrohes Lächeln um Eva's kleinen, rothen Mund und den Eindruck des Wohlgefallens, den sie auf die Frau machte, bald erkennend, sprach sie lachend: — „Wahrhaftig, Base, Dein geheimnißvolles Wesen bringt mich auf den Gedanken, daß der Ohm auch was von den Künsten des Professors versteht, und da bitte ich mir aus, daß er mich mit etwas Gold bedenkt. Aber so rufe den guten Leonhard doch, daß ich ihn begrüße."

— „Er ist im Laboratorium" — antwortete die Frau — „ich will ihn rufen."

— „Dann will ich Dich begleiten und ihn überraschen" — rief Eva schnell und wollte lebhaft, wie sie war, die Thür öffnen.

— „Nein, nein" — rief die Frau, von ihrem Stuhle besorgt aufspringend und das unbefangene Mädchen zurückhaltend, — „in das Laboratorium darf kein Fremder eintreten, das hat der Herr Hofrath streng verboten; — die Arbeit darin wird stets hinter Schloß und Riegel gethan und wenn ich meinem Mann was zu bestellen habe, dann muß ich selbst an die Thür draußen klopfen und ihn herausrufen."

— „Ach, Possen, Ihr wollt mir Mährchen aufbinden, damit ich an Eure Geheimnisse glauben soll —

komm nur her, Base, wenn ich an die Thür der Hexenküche klopfe und dem Ohm ein freundliches Gesicht zeige, dann wird er schon erlauben, daß ich eintrete."

— „Du hörst ja, er darf es nicht gestatten, der Herr Hofrath ist außerdem zu Hause und hält bis neun Uhr ein chemisches Privatcolleg bei einigen Studenten, die seinetwegen aus Göttingen nach Helmstedt gezogen sind."

— „Dann haben doch die Studenten in die Hexenküche eintreten dürfen" — antwortete Eva und machte neckisch die Geberde des muthigen Oeffnens der Stubenthür.

Die Frau faßte schnell an die Klinke und hielt Eva's Hand zurück; — „in das Laboratorium, wo die Sachen gemacht werden, welche zum Golde dienen, darf nur, außer dem Hofrathe, allein Leonhard kommen — den Unterricht in der Scheidekunst giebt Beireis in einem besonderen Gemache, denn auch in seine Arbeitsstube kommt nicht Jeder hinein."

— „Ist denn der Professor ein so griesgrämiger Mann, ein Sonderling? Ja, das muß er sein, denn er ist ja ein alter Junggeselle."

— „Sie müssen einmal thun und befolgen, was er befiehlt und er ist ein charmanter, leutseliger Mann, der auch recht fein mit Damen umzugehen weiß und

dessen gelehrte Unterhaltung viele vornehme Herren suchen."

— „Du machst mich ordentlich neugierig, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen" — sagte Eva schelmisch — „wenn ich ihm schmeichele und mich stelle, als glaubte ich an seine Uebernatürlichkeit, dann schwatze ich ihm vielleicht einen Klumpen Gold ab."

Die Frau schmunzelte, da ihr im Stillen der Gedanke wiedergekommen war, daß Eva durch ihre lebhafte, muthwillige Natur möglicherweise einen günstigen Eindruck auf das Herz des Professors Beireis machen könne, denn die Frau wußte, was der Welt nicht so bekannt war, daß der Professor, dessen Charakter selbst lebhaft, frisch und bei allen Eigenheiten eitel war, gerade kein Verächter des schönen Geschlechtes sei. — „Ja" — sagte sie zerstreut — „ein merkwürdiger Mann ist er."

— „Erzähle mir schnell noch etwas von ihm" — bat Eva schlau, da sie wirklich neugierig gemacht war. Die geschwätzige Weibernatur der Frau Leonhard schien durch die stille Speculation, die sie an Eva's reizende Erscheinung knüpfte, angeregt zu sein, denn sie erwiderte mit der Miene großer Vertraulichkeit: — „der Herr Hofrath kann auch sehr witzig sein, das rühmen ihm alle Studenten nach und wenn er Colleg hält,

sollen die Zuhörer kaum aus dem Lachen heraus-kommen."

— „Und Du sorgst wohl für Küche und Haus? Wenn er wie andere Menschen ißt, trinkt und schläft, da braucht man sich ja wohl vor ihm nicht zu fürchten."

— „O!" — gab Frau Leonhard mit Wichtigkeit und Selbstgefühl zur Antwort — „ein Jeder würde ihm nicht haushalten können, er schläft nur wenige Stunden des Nachts und ich begreife nicht, wie ein so rühriger und thätiger Mensch dabei Kräfte behalten kann, wenn er nicht kräftige Nahrung genießt; aber er nimmt keinen Bissen Fleisch zu sich, ich brauche ihm oft nur ein Gericht Mohrrüben zu kochen, woran er den ganzen Tag genug hat; Gemüse, Birkenwasser und Wein ist Alles, was in dies Haus kommen darf. Nicht einmal Kartoffeln ißt er, weil er behauptet, daß sie giftig wären, und wenn ich einmal Appetit danach habe, so muß ich sie heimlich kochen."

— „O! der kann keine Frau brauchen, das merke ich schon" — lachte Eva — „aber hat er denn gar keine Lieblingsneigung, so eine menschliche Eigenschaft, die man einen gewissen Hang nennt?" — Das schlaue Mädchen schien nach irgend einer schwachen Seite des sonderbaren Mannes zu forschen.

— „Sein Garten ist sein Abgott, da gräbt er mit

eigenen Händen und pflanzt seltene Blumen und besonders Obstbäume, weil er gern Aepfel und Birnen ißt. Siehe mal durch's Fenster, wie sauber der Garten im Stande ist, auch die Einsiedelei dort mit der Weinlaube hat er selbst angegeben, das ist sein Lieblingsplatz." — Bei diesen Worten hatte Frau Leonhard ihre Nichte an das Fenster geführt, wo bereits im zwiefachen Scheine der Abenddämmerung und des Mondlichtes der Garten hinter dem Hause übersehen werden konnte. — Eva schien für diese Neigung des Professors wenig Interesse zu fühlen, denn sie warf einen nur oberflächlichen Blick durch das Fenster und sagte: — „Rufe nur erst den Ohm Leonhard, der Mond steigt dort schon hinter den Bäumen auf, die Mutter weiß nicht, wo ich bin und ich wollte Euch nur flüchtig heute wiedersehen."

In demselben Momente wurde hastig an der Hausthür geschellt und die Frau Leonhard wollte hinausgehen, als Eva fragte: — „mußt Du denn jedesmal öffnen, wenn ein Fremder kommt und lebt Ihr stets bei verschlossenen Thüren?"

— „Der Hofrath duldet nicht, daß Jemand eintritt ohne Anmeldung, nur wenn die Collegienstunden für die Studenten und die Sprechstunden für die Kranken sind, dann darf ich die Hausthür offen stehen lassen. Wenn der Hofrath aber nach Hause kommt, so macht er

mit der Glocke ein besonderes Zeichen und dann ziehe ich hier an diesem Drahte, worauf der Riegel an der Hausthür von selbst aufspringt.“

Die Frau zeigte auf einen versteckt in der Stube angebrachten Drücker und eilte dann schnell hinaus, da zum zweiten Male heftig geklingelt wurde.

Eva blieb unterdessen in der Stube zurück und sprach für sich, als sie die muthwilligen Blicke in dem Raume umherstreifen ließ: — „Es ist doch wunderlich hier im Hause — man weiß wahrhaftig nicht, ob man Grauen oder Vergnügen empfinden soll — wie altklug und feierlich thut die Base, wenn sie von dem seltsamen Manne redet — hm! ich hätte große Lust, ihm einen Teufelspossen zu spielen und die Geheimnisse an's Licht zu bringen. Wie wohl der Oheim aussieht — wenn die Mutter recht hätte, so müßte er vom Höllenfeuer schon ganz schwarz gebrannt sein.“

Während dieser Selbstunterhaltung war die schöne Eva in der Stube umhergegangen und hatte mit neugierigen, muthwilligen Blicken in alle Winkel und Behälter gespähet, den Wandschrank geöffnet, in den Kommodenkasten geschauet, die im Repositorium stehenden chemischen Glasgeräthe untersucht, in eine Flasche gerochen und mit Abscheu wieder weggesetzt, dann ein auf dem Tische liegendes Päckchen behende gelüftet und,

als sie nur Sand darin zu sehen glaubte, unbefriedigt wieder geschlossen und, als sie nichts entdecken konnte, was die schelmische Neugierde eigentlich gesucht hatte, neckte sie muthwillig den alten Finken im Käfig aus seiner Ruhe und horchte dann plötzlich auf ein Geräusch im Hause, welches mit mehrfachem Oeffnen und Zuschlagen der straßenwärts gelegenen Thür endete. — „Wo bleibt denn aber die Base?" — fragte sie sich selbst nach einer Weile, in der schon die Dämmerung im Zimmer bedeutend zugenommen hatte, ungeduldig werdend — „da draußen kommt Jemand, das wird sie sein" — und ohne Weiteres öffnete sie die Thür und spähete den Gang hinunter, welcher auf die Hausflur auslief. Ein Lichtschein erhellte diese bereits dunkel gewordenen Räume und sie sah an der weißen Kalkwand einen menschlichen Schatten scharf gezeichnet, welcher die vergrößerte Gestalt eines jungen Mannes mit Federhut und Degen darstellte. Das Schattenbild schien gespenstisch in einer horchenden Stellung zu verharren und in der wehenden Flamme eines Lichtes, welches Eva aber nicht selbst sehen konnte, unsicher zu schwanken. — „Was bedeutet das?" — fragte sich das kecke Mädchen — „das ist wohl gar der Teufel, welcher hier in seltsamen Hause erscheinen soll?" — Obgleich sie eine gewisse Unheimlichkeit fühlte, schlich sie doch in

dem Gange weiter, um die Ecke zu erreichen und zu erspähen, woher das Schattenbild komme; — sie hatte aber kaum zwei Schritte gethan, als Licht und Schattenbild verschwanden, ein Huschen und flüchtiges Poltern in der Nähe hörbar und gleich darauf die Hausthür geöffnet und geschlossen wurde. Eva war erschrocken in die Stube zurück geflohen und lachte hier über ihre eigene Bangigkeit, als sie das Herzklopfen fühlte. — „Wie leicht sich doch der Mensch in Gespensterfurcht versetzen läßt" — dachte sie — „aber die Base hat mich gewiß absichtlich ängstlich machen wollen, um meinen Muth und meine ungläubige Neugier einzuschüchtern."

Jetzt trat die Frau Leonhard in die Stube zurück und suchte in der Monddämmerung mit verdrießlicher Miene die Nichte, welche sich eben in dem alten Sessel niedergelassen hatte. — „Eva" — begann die Frau mit wichtiger Betonung — „bist Du auf der großen Diele gewesen und hast mir aus Muthwillen das Licht ausgeblasen?"

— „Ei bewahre" — versetzte Eva auflachend — „wie kommst Du auf diesen Gedanken?"

— „Ich hatte den Hofrath aus dem Privatcolleg herunterrufen müssen, weil er eilig zu einem Schwerkranken verlangt ist, und weil es schon dunkel war, so zündete ich Licht an und stellte es draußen an die Treppe.

Wie ich nun mit Leonhard an der Laboratoriumthür Deinetwegen geredet hatte und eben auf die Hausflur treten will, löscht Jemand das Licht aus und es war mir, als husche ein Mensch nach der Thür, die in den Garten führt."

— „Das bin ich nicht gewesen" — antwortete Eva zerstreuet und unwillkürlich befangen, da sie an das Schattenbild dachte, und schnell fragte sie: — „Hast Du dem Ohm gesagt, daß ich hier warte?"

— „Ja — er läßt Dich grüßen, kann aber von der Arbeit vor zehn Uhr nicht abkommen, da er vor dem Feuer sitzen und etwas schmelzen muß, was er nicht aus den Augen lassen darf, da der Hofrath eben ausgegangen ist."

So vorurtheilsfrei und übermüthig auch Eva's Seele war, so empfand sie doch in diesem Hause eine unheimliche Stimmung, da ihr Alles so geheimnißvoll, ungewöhnlich und fremd erschien. — „Dann will ich gehen, ehe es noch später wird" — sagte sie schnell, während die Frau Leonhard das Feuerzeug aus dem Wandschranke nahm, um mit Stahl und Stein das mitgebrachte, früher auf unerklärliche Weise ausgeblasene Licht wieder anzuzünden. Sie blies zu Eva's größter Ungeduld lange in den Zunder, aber das Schwefelholz wollte nicht brennen und endlich rief sie im unwilligen Eifer:

— „sollte man nicht glauben, daß das Licht der Teufel ausgeblasen habe.“

— „Deshalb will ich eilen, daß ich fortkomme — sagte Eva neckisch aber doch nicht ohne ein Gefühl der Unruhe beim Blicke in den Garten, wo bereits das volle Mondlicht den letzten Tagesschimmer verdrängt hatte. — „Adieu, Base, grüße den Ohm Leonhard und sage ihm, daß ich im hellen Sonnenscheine wiederkommen wollte, wo er wohl für den Hofrath kein Gold zu machen braucht.“ — Sie hatte diesen Spott zur Besiegung ihrer eigenen Beklommenheit ausgesprochen, da sie jetzt an den späten Rückweg dachte.

— „Du kannst einen Richteweg nehmen“ — sagte die Frau Leonhard, welche bei Eva's Fortgehen die Versuche des Lichtanzündens unterbrach — „ich will Dich durch den Garten zeigen, siehe, dort den breiten, gelben Weg zwischen den Bäumen gehst Du hinunter, dann rechts am Hollunderbusche vorbei auf die kleine Pforte zu, die Dich gleich auf die Straße führt, wo Du nicht weit mehr nach Hause hast.“

Eva war der zeigenden Hand ihrer Base nur flüchtig mit unruhigem Blicke durch's Fenster in den, vom Mondlichte scheinbar vergrößerten Garten gefolgt und dann, von der Frau begleitet, aus der Stubenthür in den dunkeln Gang geschritten. — Als sie an der

Wand der großen Hausflur vorüber eilte, gedachte sie wieder des seltsamen Schattenbildes, welches vorhin hier sichtbar gewesen war, wo jetzt tiefe Ruhe und Dunkelheit herrschten. — Die Frau Leonhard blieb vor einer Thür stehen, welche in den Garten führte, und sagte: — „Was heißt denn das? — Es ist doch seltsam!“

Eva horchte auf und strengte sich an, den Gegenstand der Verwunderung zu erspähen.

— „Da habe ich erst, als ich das Licht auf die Treppe stellte, den Riegel vorgeschoben und jetzt finde ich die Thür offen; aber es hat doch kein Mensch seitdem in's Haus kommen können und der Junker ist schon seit Nachmittag fortgegangen.

Die lebhafte Phantasie des Mädchens, die ohnehin schon durch das Ungewöhnliche in diesem Hause angeregt worden war, erhielt durch das Erstaunen der Base selbst neue Nahrung und sie fragte mit deutlicher Angst: — „Was für ein Junker?“

— „O! ein Herr, der mit dem Hofrathe zu thun hat“ — gab die Frau schnell und in absichtlicher Gleichgültigkeit zur Antwort — und zeigte von Neuem auf den Weg durch den Garten. Eva sagte eilig: — „Gute Nacht“ — und folgte der bezeichneten Richtung, während Frau Leonhard die Thür schloß und den Riegel vorschob. — In des aufgeregten Mädchens Phan-

tasie tauchten unheimliche Bilder auf, welche die Furcht erzeugte; es war ihr zu Muthe, wie einem beherzten Menschen, der nach dem Anhören einer Gespenstergeschichte, trotz seines Lachens darüber, Grauen empfindet und dasselbe mit dem Verstande nicht zu scheuchen vermag. Als Eva in dem Mondlichte, welcher Weg und flüsternde Blätter seltsam beleuchtete, durch den Garten schritt und es auffällig fand, daß die Base in dem ersten Eifer von einem Junker geredet hatte, über den sie auf Anfrage keine weitere Auskunft geben wollte, da fielen ihr unwillkürlich die Mährchen vom Junker Satan ein, der als Jäger oder Ritter erscheinen solle; das unerklärliche Schattenbild eines Junkers mit Federhut und Degen trat wieder vor ihr Auge und verknüpfte sich mit dem Gedanken, daß doch vielleicht ein gespenstisches Wesen mit dem Professor im unheimlichen Hause verkehre, über das die Frau Leonhard nicht reden dürfe. Plötzlich lachte sie über sich selbst, nannte ihre Furcht eine Albernheit, aber sie verdoppelte trotzdem ihre Schritte, je weiter sie vom Hause in den Garten auf einsamen Weg gekommen war. Schon sah sie im hellen Mondlichte die Pforte liegen, welche sie auf die Straße führen sollte, deren spitze Dachgiebel über die Gebüsche hervorragten, als das Geräusch eines Gehenden in ihr erregtes Ohr erscholl. Die raschen Blicke sahen alsbald

auf einem Nebenwege jenseit eines Rasenplatzes, auf welchem zahlreiche Johanniswürmchen glühten, eine männliche Gestalt, die einen Federhut trug und mit Schreck mußte sich Eva eingestehen, daß jene, sie immer mehr einholende, im Mondscheine näher eilende Gestalt ganz und gar dem Schattenbilde glich, welches sie vorhin an der Wand erblickt hatte. Sie verdoppelte ihre Schritte bis zum Laufen, die Gestalt folgte schneller, ein zärtliches: — „Pst — Pst!" mischte sich mit dem gleichzeitigen Aufsäuseln des mondhellen Gebüsches; — schon hatte die näher eilende Erscheinung den breiten Weg erreicht, auf welchem Eva mit klopfendem Herzen immer rascher entfloh, schon hörte sie den klirrenden Sporn des gespenstischen Verfolgers hinter sich und die Worte rufen: — „Schönes Kind, fürchten Sie sich nicht!" — da gewann sie den Ausgang des Gartens, zitternd riß sie die Pforte auf und schlug sie mit Heftigkeit hinter sich zu. — Sie befand sich auf einer öden, schmalen Straße, sie hörte, daß der geheimnißvolle Verfolger an der Pforte rüttelte, deren Schloß im heftigen Anschlagen in den Verschluß gesprungen sein mußte. Schüchtern sah sie zurück und erst als sie gewahrte, daß sie nicht mehr verfolgt wurde, athmete sie leichter auf und suchte ihre Phantasie, welche noch, von der Erinnerung an das Schattenbild geängstigt,

ihre Schritte beflügelte, allmälig zu beruhigen. Unwillkürlich mußte sie daran denken, daß sie im Uebermuthe zu der Tante gesagt hatte: — „sie glaube nicht an den Teufel und habe eine große Begierde, einen zu sehen" — und die stille, nur gedachte Frage an sich selbst: — „sollte es wirklich ein solches Wesen geben?" — vermochte sie erst zu belachen, als sie das Licht erblickte, welches aus der Stube ihrer Mutter aus kleinem, einzeln stehenden Hause an der Stadtmauer ihr entgegen leuchtete.

Eva's Mutter, eine Frau Müller, war die Witwe eines früheren Vogtes im Ludgerikloster und lebte von einer kleinen Pension. Als Katholikin war sie eine streng religiöse und wundergläubige Frau, die das an der Stadtmauer einsam stehende Häuschen, ein von Trümmerhaufen und Steingerölle umgebenes, halbverfallenes Eigenthum des Klosters vor dem Osterthore, als eine Freistatt bewohnte. Eva's Lebenslust und heiterer Leichtsinn hatten sie schon vor Jahren zu einer klösterlichen Strenge gegen das junge Mädchen veranlaßt, wodurch deren Freiheitsdrang nur um so mehr geweckt wurde und es war eine stille Maßregel der vorurtheilsvollen Mutter gewesen, daß sie Eva an das Krankenbett einer Verwandtin in Braunschweig als Pflegerin gefesselt hatte. Die muthwillige, der Weltfreude

zustrebende Natur Eva's hatte aber auch dort den Weg in das Leben zu finden gewußt, und als sie am heutigen Nachmittage wieder in die mütterliche Einsamkeit zurückgekehrt war, hatte die alte, schwächliche Frau mit banger Besorgniß die zauberische Schönheit und den verführerischen Muthwillen der Tochter betrachtet.

Eva hatte das Haus, dessen weiße Kalksteine im Mondlichte blinkten, mit klopfendem Herzen erreicht und blieb vor der Thür einige Augenblicke weilen, um sich zu erholen und von der Furcht loszusagen, deren sie sich jetzt geschämt haben würde, wenn sie nicht an die wirkliche Verfolgung eines Menschen bei ruhigerem Gemüthe geglaubt hätte. Ihrer Mutter wollte sie um keinen Preis ihr Abenteuer verrathen, deshalb zögerte sie noch, die Hausthür zu öffnen, so lange ihr Busen noch vom raschen Gange wogte und die Wange erhitzt war. — Erst als vom nahen Walle her der Lärm einer vorbeiziehenden Truppe Handwerksgesellen erscholl und näher kam, schlüpfte die Liebliche in das Haus, dessen Thür sie verriegelte. — Der untere Raum des kleinen Gebäudes war öde und unbewohnbar, eine steinerne Wendeltreppe führte in die beschränkte Stube, wo die Frau Müller am Spinnrade saß und schon mit Unzufriedenheit das Ausbleiben Eva's empfunden hatte.

— „Guten Abend, Mutter" — rief das lebhafte

Mädchen — „Du wunderst Dich gewiß, daß ich so spät nach Hause komme — aber ich will Dir nur eingestehen, daß ich außer dem Herrn Provisor, auch Deine Schwester, die Base Leonhard, besucht habe.“

— „In dem Teufelshause bist Du gewesen? das habe ich mir gedacht!“ — kreischte die alte, grämliche Frau, indem sie sich bekreuzigte. — „Du sollst mit den Leuten nichts zu schaffen haben, die nicht mehr an Gott glauben und für ihr täglich Brod ihre Seele dem bösen Goldmacher überliefert haben. Dort werden Teufelskünste getrieben, das kann Dir, wenn Du zur Beichte gehst, der Herr Vicarius von Sanct Ludgeri sagen; — bete nur drei Vaterunser, damit Deine Seele nicht den bösen Einfluß erfahre.“

— „Hm!“ — brummte Eva spöttisch — „die Base Leonhard befindet sich ganz wohl dabei und wünscht mir alles Gute.“

— „Sie wollen Dich wohl anlocken? Ja — junge Mädchen sind des Bösen Gelüste — der Vicarius sagt auch, daß böse Menschen gern dem Satan ein unschuldig Mädchen opfern, um ihre eigene Seele damit abzulösen — der fromme Herr ist erst vor einer halben Stunde weggegangen und hat mir viele geistliche Trostreden gespendet; er will auch für Dich sorgen.“

— „Das braucht er nicht" — antwortete Eva unwillig.

— „Du bist in Braunschweig vollends ein Weltkind geworden, darum danke ich Gottes Fügung, daß er heute den geistlichen Herrn herführte, der seit einem Jahre, als ich das Sacrament im Bette erhielt, nicht mein Haus betreten hatte; als ich ihm erzählte, daß Du wieder in Helmstedt angekommen wärst, schien er es schon zu wissen und er will Dich zu sich nehmen, um seine Wirthschaft von Dir in Gottes Namen führen zu lassen."

— „Dafür bedanke ich mich" — rief Eva auflachend. — „Und das wäre eine Fügung Gottes, sagtest Du? — Wahrhaftig! lieber überlieferte ich meine Seele dem leibhaften Teufel, ehe ich des Vicarius Wirthschaft in Gottes Namen führte — das verstehe ich ohnehin nicht."

— „Jesus, Maria, Joseph!" — kreischte die Frau mit gefalteten Händen, indem sie ihr kränklich gelbes, tiefgefurchtes Gesicht, auf welches der röthlich trübe Lampenschein fiel, dem lebensfrischen Mädchen, dessen Miene erhitzt war, entgegen kehrte; — „welche Rede muß ich hören? Eva! auf Deinem Wege schleicht Dir der Teufel nach — Du bist schon in Anfechtung gefallen!"

Bei diesen Worten konnte sich Eva eines leichten

Grauens nicht enthalten, da sie an das Ereigniß der letzten Stunde dachte, und als sie, angezogen von der Erinnerung, schwieg und sinnend die Mutter anstarrte, fuhr diese fort: — „Hole das Gebetbuch, Du sollst mir das Bekenntniß vorlesen."

Jetzt erwachte Eva aus der, durch das Geheimnißvolle des Ereignisses anlockenden Erinnerung, welche sie in das Haus und den mondhellen Garten des Professor Beireis mit angenehmem Bangen zurückgeführt hatte — sie blickte, als sie eben noch das Bild des Junkers vor Augen gehabt, in das schlaffe, grämliche Gesicht der Mutter und erschrak vor dem lebenssatten Ausdrucke desselben. Mit stürmischer Bewegung eilte sie hinaus in die entfernte, dunkle Kammer, durch deren Spitzfenster das Mondlicht einfiel und warf sich in Aufregung auf den Stuhl am Fenster, indem sie schluchzend ausrief: — „Hier im Hause halte ich es nicht aus! Ich müßte sterben, wenn ich täglich diese Lebensmüdigkeit und Weltentsagung mit empfinden sollte. — Wie fange ich's an, daß ich wieder aus diesem Hause komme?"

Das vor einer Stunde noch so muthwillige Mädchen hatte jetzt das Haupt tiefsinnend auf die Hand gestützt und schauete, während sie von der Phantasie, in den wunderbarsten Plänen und Bildern ihrer Zu-

kunft, ungezügelt die heimlichsten Wünsche für das Leben ausmalen ließ und am Ungewöhnlichen die lebhafteste Befriedigung fühlte, starr in die weite Gegend, welche sich mondhell vor den Blicken ausbreitete. Ihre Phantasie machte sie immer vertrauter mit der Erscheinung des Junkers, dem sie im Schattenbilde und in der dämmerigen Gestalt des Verfolgers allmälig ein Wohlgefallen des erregten Gemüthes abgewann und als nach einiger Zeit die scharfe Stimme der Mutter erscholl, da sprang Eva, wie aus entsetzlich schönem Traume auf und flüsterte gewaltsam: — „Lieber will ich mich dem Teufel ergeben, als hier mein Leben verkümmern!" — Als erschrecke sie selbst über das eigene Wort, so heftig öffnete sie das schmale Spitzfenster in der dicken Mauer und bog sich mit dem Kopfe hinaus, um freiheitsdurstig und sehnsüchtig in die spät abendliche, unheimliche Mondlandschaft zu starren. — — — Plötzlich fuhr sie zurück, schlug das Fenster erschrocken zu und floh tiefer in die Kammer, denn sie glaubte so eben die geheimnißvolle Gestalt des Junkers unten im zweifelhaften Schimmer des halbverfallenen Gemäuers erblickt zu haben....

Zweites Kapitel.

Die schöne Eva war seit einer halben Stunde von ihrer Base aus dem Hause des Hofrathes Beireis auf dem Wege durch den Garten entlassen worden, als Leonhard, der alte Famulus im Beireis'schen Laboratorium, in die Stube trat, wo seine Frau mit dem Reinigen von Geräthschaften beschäftigt war, welche der Professor im kürzlich gehaltenen Privatcolleg über Chemie benutzt hatte. — Leonhard war ein magerer, blasser, von stetem Aufenthalte in der chemischen Werkstatt seines Meisters und vom Einflusse des Nachtwachens wie des Schmelzofens und mancherlei Einathmungen giftiger Dünste geschwächter Mann, dessen Augen vom Kohlenfeuer geröthet und dessen Hände vom Ruß des chemischen Ofens geschwärzt waren.

— „Du hast heute ja lange arbeiten müssen" — redete ihn seine Frau an — „soll denn wieder etwas nach Holland zum Ausmünzen geschickt werden?"

Leonhard machte eine gutmüthig lächelnde Miene

und antwortete, indem er das gereinigte chemische Geräth besah: — „es wird diesesmal viel Gold ausgemünzt werden; seit acht Tagen haben wir an der Materie gearbeitet, denn der Jude Marcus Silberschmidt zu Amsterdam will das doppelte Quantum haben.“

— „Ich kann nur gar nicht begreifen, daß das rothe Pulver, welches Du mit dem Professor angefertigest, noch so glänzend hart und goldgelb wird, daß die Juden in Holland die schönen Ducaten daraus schlagen lassen können, die sie dem Hofrathe zurückschicken.“

— „Darin liegt ja gerade das Geheimniß, worauf ich den Eid als ehrlicher Mann geleistet habe, nichts über meine Lippen zu bringen.“

— „Die anderen Professoren sollen nicht recht daran glauben, wie ich wohl gehört habe und als gestern der Herr Bergrath von Crell mit unserem Beireis im Garten spazieren ging und ich gerade Mohrrüben auszog, da hörte ich, daß sein guter Freund zu ihm sagte: — „Possen, lieber College — das machen Sie keinem Chemiker von Profession weiß, Sie verstehen Farbestoffe zu bereiten, welche sie durch Verkauf in gute, holländische Goldstücke zu verwandeln wissen.“

— „Und was antwortete der Hofrath darauf?“ — fragte Leonhard mit einer pfiffigen Neugierde.

— „Das konnte ich nicht hören, aber ich sah, daß er laut auflachte und viel mit den Händen explicirte.“

— „Sprich nur nicht gegen andere Leute darüber nach“ — ermahnte Leonhard mit ernstlicher Miene und warnend erhobenem Zeigefinger — „so lange das Geheimniß im Hause bleibt, finden wir unser gutes, sorgenfreies Brod dabei und der Hofrath hat versprochen meine Treue und Verschwiegenheit reichlich zu belohnen und uns auch im Testament zu bedenken.“

— „Wenn nur die Leute nicht so Schlimmes dabei dächten — die Katholischen haben öffentlich von Künsten des Teufels gesprochen und ich mag solche Gedanken gar nicht haben, da doch Alles natürlich im Hause zugeht, wenn auch sonderbar.“

— „Laß die Leute denken, was sie wollen, im Gegentheile, widersprich ihrem Aberglauben nicht, denn es macht dem Hofrathe eine große Freude, wenn die Leute Uebernatürliches von ihm und seinen Geheimnissen denken — das wünscht er sogar — und dessen Brod ich esse, dessen Wort ich spreche — deswegen, liebe Eleonore, hilf den Glauben an die Wunderdinge nur recht in der Stadt verbreiten — ich sage Dir, der Hofrath wünscht es.“

— „Ich fürchte nur, die Katholischen können uns

etwas anhaben, da wir doch mit zur Kirche gehören und besonders der Vicarius ein finsterer Mann ist."

— „Der ist auch der Einzige, welcher den Teufel beschwören möchte im ganzen Ludgeristifte" — versetzte Leonhard — „die anderen Benedictiner-Mönche sind sehr aufgeklärte Leute, die nicht an gläubige Verfolgung denken, und sogar hussitische Prediger tagelang bei sich gastfrei beherbergen und ihnen noch ein Viaticum mit auf den Weg geben. Und dann denke nur daran, daß der Pater Marianus der vertrauteste Freund unseres Hofrathes ist und selbst Kräfte der Natur kennt."

— „Es liegt aber einmal in der Menschenseele, an Uebernatürliches zu glauben und Wohlgefallen daran zu finden" — sagte die Frau; — „die Gelehrten mögen darüber in ihrer besseren Wissenschaft lachen, aber der Bürgersmann hält auf die Wunder und betrachtet unseren Hofrath mit geheimem Grauen."

— „O!" — erwiderte Leonhard schnell — „es giebt auch noch Professoren, welche an den Teufel glauben und an die Kunst, mit dessen Hülfe übernatürliche Dinge zu thun — und wenn auch die Studenten darüber in ihrem Uebermuthe lachen, so werden sie doch stutzig und sehr aufmerksam, wenn Beireis sie mit ungewöhnlichen Dingen überrascht und die Theologen wie Juristen glauben noch an den Teufel, wenn sie gerade

nicht an Professor Henke und Justizrath Oelze hangen."

— „Was lehren denn diese?"

— „Der Hofrath hat einen großen Haß auf Beide geworfen, daß sie das Volk aufzuklären suchen und seinem einträglichen Wunderrufe Schaden bringen" — erwiderte Leonhard, indem er sich an das Fenster setzte, wo ihn Lampenlicht und Mondschein gleichzeitig beleuchteten. — „Der Professor Henke lehrt im Colleg, wie ich aus den Unterhaltungen der Studenten erfahren, wenn ich im Auditorium die Apparate vor Anfang des Unterrichtes aufstelle — daß der Teufel ein Wahnwitz der abergläubischen Menschen sei und Gott die ganze Natur mit allen ihren Geheimnissen regiere und der Justizrath Oelze hat in seinem Collegium die Hexenprozesse lächerlich gemacht. Nun aber ist Beireis ganz wild geworden und hat entsetzlich geschimpft auf die Collegen Remer und Bartels, weil sie docirt haben daß in der ganzen Natur nichts ohne unwandelbare Gesetze vor sich gehe und die Wissenschaft alle Geheimnisse aufklären werde; — als die Studenten das unserem Beireis neulich merken ließen, da hat er in großem Zorne ein Wunder verrichtet, daß die Zuhörer angst und bange geworden sind, er hat nämlich an der eigenen Schuhsohle ein Stück Holz durch einmaliges

Streichen zur hellen Flamme entzündet und dann hitzig gerufen: So, nun fragt die überklugen Schweineschwänze, ob sie mit ihrem Wissen auch so etwas können."

— „Wunderbar ist's aber auch, was der Mann Alles vermag — Feuer aus dem Schuhleder? — hm! hm! — er hat Geheimnisse die doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen können."

— „Darum wollen wir auch daran glauben" — sagte Leonhard mit dem Tone der Ueberredung, die keinen Widerspruch wünscht. — „Unser Hofrath findet einmal seine Lebensfreude daran, in der ganzen Welt berühmt zu sein und im Rufe des Wunderbaren zu stehen. — Das werden ihm die anderen Professoren nicht abdisputiren und neidisch rauben, denn einmal sieht man, daß er versteht, Gold zu machen und viele schöne theure Fabrikate auf ungewöhnlichem Wege, zweitens aber weiß er die Studenten, wenn sie von Remer, Bartels und Lichtenstein kommen oder Henke gehört haben, schnell von allen Zweifeln an seiner Wunderkraft zu heilen, indem er gleich ein Experiment macht, vor dem der Verstand stille steht."

— „Es ist merkwürdig" — hub die Frau Leonhard an — „wenn man einmal auf den Gedanken kommt, daß es doch wohl Natürlichkeit habe und es mehr Augenverblendung sei, was der Hofrath wisse und thue,

so wird man gleich seltsam und unheimlich zu Muthe, wenn man ihn sieht und reden hört; er hat so Etwas in seinem Wesen, das alle Sinne gefangen nimmt und was man früher den „bösen Blick“ nannte.“

— „Was? Unser Beireis einen bösen Blick? He! he! — Er ist die Menschenfreundlichkeit und Güte selbst — so lebhaft wie er ist in guter, witziger Laune, so hitzig kann er werden, wenn man ihn durch Widerspruch oder Belächeln anreizt; — er ist über alle Maßen ehrgeizig und ruhmsüchtig, aber das hat ihn ja gerade angespornt, sich die unbegreiflichen Kenntnisse zu erwerben.“

— „Das meinte ich auch nicht — ich wollte nur sagen, daß er in seiner Person eine Gewalt über das Gemüth des Anderen hat, was wohl daher entstehen mag, daß man nicht weiß, woher er gekommen und woher er seine Kenntnisse genommen....“

— „Er hat die ganze Welt gesehen, ist in Indien, China, in Japan, Constantinopel, Rom und Madrid gewesen, in Padua hat er studirt und ist dann nach Helmstedt gekommen“ — fiel Leonhard in das Wort seiner Frau ein und verrieth eine große Begeisterung für seinen Herrn.

— „Das ist's eben, was ich nicht begreifen kann“ — fuhr die Frau fort — „wenn Jemand die ganze

Welt gesehen hat, so muß er auch anders nach Helmstedt kommen, wie er wirklich gekommen ist."

— „Was kümmert uns das, da der Hofrath nicht gern davon sprechen hört und Niemanden Antwort darauf giebt?"

— „Wir sind ja unter uns; als ich noch Wirthschafterin bei dem seligen Professor Häberlin war, da wurde schon viel dort im Hause von Beireis gesprochen; man erzählte sich, daß er blutarm im Jahre 1754 als junger Mensch hierher gekommen und von dem berühmten Professor Heister zum Famulus gebraucht sei, dieser aber so viel Wohlgefallen an seinem Fleiße und Wissen gefunden, ihm so große Kenntnisse beigebracht und ihn noch auf dem Todtenbette mit so großem Vertrauen in dessen Arzneikunde beehrt habe, daß er nach Heister's Tode vom Herzoge Carl zum Professor und Nachfolger seines Lehrers ernannt sei. — Und besonders hielt sich mein Herr, der Professor Häberlin darüber auf, daß man einen jungen Menschen zum Lehrer an der Universität mache, ehe er Doctor geworden wäre. Woher ist nun seit den Jahren aller Reichthum hergekommen, wenn Beireis nicht die Goldmacherkunst kennen gelernt hätte."

Leonhard hörte diese Aeußerung seiner Frau mit stillem Lächeln an und sagte dann: — „Ja, ja, er

kennt das Mittel — aber er bringt auch sein Gold wieder unter die Leute, denn geizig ist er keine Spur. Seine Oelgemälde, Automaten, Instrumente und sonstigen Sammlungen sind die berühmtesten in der Welt und er hat sich vorgenommen, alles Merkwürdige der Erde an sich zu bringen, möge es kosten, was es wolle."

— „Woher mag er aber damals, Anno 1759, nach Heister's Tode, das viele Geld genommen haben, um den theuren Nachlaß desselben zu kaufen?"

— „Das weiß ich außer ihm am Besten" — sagte Leonhard mit dem stillen Schmunzeln des Selbstgefühles — „schon lange vorher, ehe er Professor wurde, hatte er sich ein Laboratorium eingerichtet und die geheimen Schmelztiegel gebraucht, die das Product liefern, welches in Holland zu Gold gemünzt wird."

— „Solltest Du denn nicht nebenbei für Dich etwas machen können?" fragte die Frau, deren weibliche List sich unwillkürlich regte.

— „Das wäre Unrecht, ich habe ihm heilig geschworen, kein Stäubchen von den Zuthaten zu nehmen und Andern zu zeigen."

— „Ei, das brauchst Du auch nicht" — versetzte schnell die Frau — „wenn man das Gold unter den Händen entstehen sieht, dann kennt man doch die Zuthaten und man braucht kein Stäubchen davon zu ver-

untreuen, sondern sie nur für sein eigen Geld zu kaufen."

— „Solche Gedanken habe ich auch schon gehabt, aber ich kenne die Zuthaten nicht; der Hofrath hat jedem Stoffe einen Namen gegeben, wodurch ich ihn unterscheide, aber, wie ich gemerkt habe, sind das nicht die ächten Namen, woran Andere sie erkennen. Und dann — wenn ich die Masse herzustellen vermöchte, was würde es nützen? — Es gehört auch ein reicher holländischer Jude dazu — doch, was sprechen wir darüber — wie sieht denn Eva aus?"

Leonhard hatte plötzlich abgebrochen, da er fühlte, daß diese Mittheilungen für die Treue seines Gewissens zu weit führen könnten; seine Frau sah, daß er schnell aufstand und sich mit den, unterdessen von ihr gereinigten, chemischen Geräthschaften zu thun machte, deshalb antwortete sie, den bisherigen Gegenstand des Gespräches schnell aufgebend: — „Eva ist ein wunderschönes Mädchen geworden, so frisch wie eine aufgebrochene Rose und lebenslustig, wie ein junger Student. Ich glaube, jeder Mann, der sie sieht, muß in sie verliebt werden und wie ich sie so erblickte, hatte ich meine eigenen Gedanken dabei."

— „Wie meinst Du? — Du denkst doch nicht an

den reichen Junker hier im Hause? Das gebe der Himmel nicht."

— „Ei bewahre — ich habe einen besseren Plan" — flüsterte die Frau wichtig — „denke Dir mal, Professor Beireis verliebte sich in sie."

Leonhard machte eine unzufriedene Miene und schüttelte mit dem Kopfe, ohne von seiner Beschäftigung bei den chemischen Geräthschaften aufzublicken.

— „Warum nicht?" — fuhr die Frau dreister fort — „man hat das oft, daß reiche und angesehene Männer arme, aber bildschöne Mädchen heirathen — nun — Du weißt doch, daß der Hofrath im Stillen auch seine Stunden hat, wo ihm ein Weib lieber ist, als seine berühmte Ente."

— „Das sind Narrenspossen — der Hofrath heirathet schon deshalb nicht, weil er nicht wie andere Menschen lebt und seine Einrichtung im Hause sich ganz umändern müßte, wenn er eine Frau hereinnähme. Und dann bedenke doch, daß wir — wenigstens Du — auch im Hause entbehrlich würden, da Du doch jetzt so gut wie die Frau vom Hause die ganze, sonderbare Wirthschaft unter Händen hast."

Dieser letzte Grund schien auf die Frau Leonhard ganz besonders verständlich zu wirken, denn sie murmelte:

— „Da hast Du Recht, das vertrüge sich nicht, daran

habe ich nicht gedacht und die Haushälterin von der übermüthigen Eva zu werden, dafür bedanke ich mich."

— „Ich sehe es auch gar nicht gern, daß sie künftig hier viel in's Haus kommt, sie wird wohl noch eben so vorlaut und naseweis wie früher sein und könnte hier Manches erfahren oder aushorchen, was dem Hofrath unlieb wäre."

— „Ja — übermüthig und muthwillig ist sie wie ein Student" — antwortete die Frau Leonhard — „aber zum Küssen liebenswerth; mir lachte ordentlich das Herz, als ich in die grellen, blauen Augen blickte, aus denen das Feuer sprühet."

— „Da wird sie aber bei Deiner alten, grämlichen Schwester schlecht wegkommen, lange wird das frische Mädchen dort nicht aushalten."

— „Ja, wahrhaftig — ihre Mutter wird ihr das junge Leben schon verderben; wenn wir nicht hier im Hause wohnten, dann möchte ich Eva gern zu mir nehmen, um ein arbeitsames Mädchen daraus zu erziehen, denn ich fürchte, sie ist leichtsinnig und sucht das Vergnügen."

— „Laß nur ja solche Gedanken nicht aufkommen, es ist jetzt recht gut, daß uns der Himmel keine Kinder gegeben hat."

— „Aber ist der Hofrath nicht ein großer Freund

von Kindern, läßt er sie nicht oft von der Straße in seinen Garten kommen, wo er mit ihnen zärtlich spielt und sie beschenkt? Wenn ich das sehe, so kommt er mir gar nicht mehr geheimnißvoll vor, denn wer an Kindern Vergnügen hat, der muß ein gutes, natürliches Menschenherz haben."

In diesem Augenblicke wurde an dem Glockendrahte der Hausthür gezogen — Leonhard horchte, indem er an den Drücker in der Wand eilte und die Hand darauf hielt, genau, zog dann die Hand zurück und sagte: — „Wer mag denn das sein? der Hofrath ist es nicht, der klingelt anders." — Er nahm das Licht vom Tische und schritt hinaus, um die Hausthür zu öffnen, während die Frau im Mondschimmer der Stube zurückblieb. — Sie hörte ihren Mann die Thür aufriegeln und mit einem Fremden reden, ohne es verstehen zu können, es wurde die Thür wieder verschlossen und Leonhard trat mit zwei Briefen in der Hand zu seiner Frau zurück.

— „Der Postbote?" — fragte diese neugierig.

— „Ja — zwei Briefe auf einmal" — erwiderte Leonhard, während er am Lichte die Adressen besah. — „Der eine Brief kostet Geld, der andere bringt Geld ein."

— „Kennst Du die Handschrift schon? dann müssen diese Leute oft schreiben."

— „Ich brauche nur zu wissen, daß dieser Brief aus Hamburg und dieser aus Amsterdam kommt, nur zu errathen, was die Leute vom Hofrathe Beireis wollen.“

— „In Hamburg wohnt ja wohl der Herr Thiedemann, welcher für unseren Beireis die Merkwürdigkeiten aus der ganzen Welt zusammenkauft und dafür das viele Geld erhält.“

— „Ganz recht, Du hast ihn ja auch kennen lernen, als er zur letzten Braunschweiger Wintermesse hier den Professor besuchte. Durch ihn hat er die berühmte Ente, den Flötenspieler, die kostbaren, alten Oelbilder, die seltenen Münzen und Naturalien aus Japan, Island, Sibirien und Gott weiß woher. — In diesem Briefe wird Thiedemann ihm gewiß wieder was Neues anbieten, was zu den Wundern der Welt gehört.“

— „Der andere Brief aus Amsterdam ist gewiß von dem reichen Juden Marcus Silberschmidt?“

— „Ja — der kann die Zeit nicht abwarten, das Gold in die Münze zu schicken.“

— „Neulich erzählte einer der Studenten aus Holland — ich hörte es, als die jungen Leute sich zum Colleg versammelten — er wisse, daß Beireis mit dem Marcus Silberschmidt stille Geschäfte mache, die wahrscheinlich chemischer Art wären, denn jener Jude sei

ein Naturwaarenhändler und verkaufe weit und breit, bis nach der Türkei und Rußland hin, die schönsten Farben und es habe sich schon ein Kaiser im Morgenlande einen Mantel von dem Juden mit geheimem Farbestoffe färben lassen."

— „Ach, was wissen diese jungen Naseweise und Windbeutel davon" — unterbrach Leonhard die Mittheilung seiner Frau, nachdem er ihr kurze Zeit gespannt zugehorcht hatte; — „dummes Zeug! die vorwitzigen Burschen sollten ihre Nase in's Buch stecken, statt sich um die Geschäfte anderer Leute zu bekümmern." — „Diese Worte hatte Leonhard mit zornigem Eifer gesprochen, wobei seine bleichen Wangen flüchtig geröthet erschienen.

— „Mein Himmel, was schadet denn das, wenn die Welt weiß, daß der Jude in Amsterdam gute, rothe Farbe verkauft, so wäre es ja eine Ehre, wenn unser Professor sie ihm erfunden hätte."

Leonhard wollte eben die Rede auf einen andern Gegenstand bringen, als an der Hinterthür, welche in den Garten führte, und welche die Frau Leonhard nach Eva's Entfernung wieder verriegelt hatte, eine fremde Hand rüttelte und gleich darauf, ehe der Famulus Zeit zum Nachsehen gewann, von draußen her an das Fenster geklopft und dabei flüsternd gerufen wurde: —

„Lieber Leonhard, machen Sie die Thür auf und lassen Sie mich ein.“

Im Zwielichte des Lampen- und Mondlichtes erkannte man einen jungen, stattlichen Herrn im grauen Hute mit einer Hahnenfeder geschmückt, dessen freundliches, von einem röthlichblonden Knebelbarte halbbedecktes Gesicht durch die Fensterscheibe in die Stube blinzelte.

— „Ah, der Herr Junker!“ — rief die Frau — „was machen Sie noch so spät im Garten?“

— „Ist der Professor zu Hause?“ — fragte die Stimme draußen.

— „Nein, er ist noch nicht vom Kranken zurückgekommen“ — versetzte Leonhard, der das Fenster geöffnet hatte.

— „Nun, dann lassen Sie mich nur schnell in's Haus, — Sie wissen, der Professor mag es nicht, daß ich auf dem kranken Fuße viel gehe, darum muß ich's heimlich thun, denn der Teufel mag immer in der Stube hocken.“ — Dabei strich sich der Junker schelmisch lächelnd den Bart und ging zurück nach der Thür. Leonhard entfernte sich mit dem Lichte, um den Eingang vom Garten zu öffnen und der Junker trat ihm freundlich entgegen. Es war eine hübsche Jugendgestalt mit schelmischen Augen, zartgebogener Nase und

lockigem, röthlichem Haar; er hatte viel edelmännischen Anstand, welchen Federhut, Degen und Sporn, so wie ein mit Tressen besetzter, militairischer Reiterwamms noch erhöheten. Mit dem linken Fuße hinkte er etwas, ohne aber seine angenehme Erscheinung dadurch zu stören und seine schmeichelnde, im fremden Dialekte ertönende Sprache hatte viel Verführerisches.

— „Ihre Frau wird mir wohl ein Licht geben" — sagte er schnell und nahm seinen Weg, obgleich ihm Leonhard dienstfertig zuvorkommen wollte, direct nach dem Seitengange, wo die Wohnung des Famulus lag. — „Guten Abend, Frau Leonhard" — redete er diese beim Eintreten, wobei ihm der Famulus leuchtete, freundlich an — „es ist ein wunderschöner Abend, und das Mondlicht so recht meine Passion."

— „Waren Sie denn so lange im Garten?" — fragte die Frau mit ungläubigem Lächeln.

— „Ei ja, meine Gute, wo sollte ich sonst gewesen sein?" — erwiderte er schelmisch, indem er ihre Backen klopfte. — „Wissen Sie wohl, daß Sie sich heute Abend schon über mich geärgert haben?"

Die Frau stutzte und Leonhard horchte auf, wobei er seine Frau mit fragendem Ernste ansah, da er fürchtete, daß sie vielleicht über den Junker eine ungehaltene

Aeußerung gemacht haben könne. — „Nun? das ich nicht wüßte“ — gab die Frau zur Antwort.

— „Das glaube ich Ihnen gern — aber haben Sie sich nicht laut gewundert, daß Ihr Licht ausgeblasen und die Thür zum Garten wieder geöffnet war?“ — lachte der Junker.

— „Das haben Sie gethan!“ — rief die Frau absichtlich freundlich — „Sie sind ein spaßiger Herr!“

— „Ich will Ihnen aber auch erzählen, daß ich es thun mußte“ — fuhr der Junker gesprächig fort; — „als das Colleg um halb neun Uhr ungewöhnlich früh geschlossen war, spürte ich Lust, noch ein Bischen im Mondschein spazieren zu gehen, aber der Professor hatte mir das Ausgehen verboten, weil er meinte, daß es meinem Fuße schade; — da ich Licht auf der Treppe sah und die Hausthür zuschlagen hörte, so glaubte ich, der Professor sei schnell ausgegangen und schlich von meinem Logis herunter; — mich zu vergewissern, ob ich freie Luft hätte, öffnete ich horchend die Thür von des Professors Vorzimmer, wo ich erspähen wollte, ob sein Hut nicht auf den erstem Stuhle liege — ha! ha! wie ich aber eben lausche, höre ich den Professor leibhaftig durch die Stube, geradewegs auf seinen Hut losgehen. Ich springe zurück, blase in Nu das Licht aus, riegele die Thür zum Garten

auf und entwische in's Freie. Aber nun sagen Sie mir, wer war das junge Mädchen, welches bald darauf durch den Garten eilte?"

— „Ach! Sie haben gewiß Eva gesehen — ja, die ist eine nahe Verwandte von mir" — rief die Frau ohne weitere Ueberlegung, da sie von der Ehre, daß der Junker heute so vertraulich mit ihr sprach, vergnügt aufgeregt war.

— „Eva?" — wiederholte der Junker mit lüsterndem Munde — „wo wohnt sie — ist sie schon oft bei Ihnen gewesen oder in Helmstädt fremd?"

Jetzt trat Leonhard, welcher unterdessen ein Wachslicht aus dem Wandschranke genommen und dem Junker vorgehalten hatte, mit einer schnellen Antwort hervor, die eine gewisse Besorgniß durch die Derbheit der Stimme deutlich an den Tag legte. — „Es ist eine Verwandte, die nur kurze Zeit zum Besuche in Helmstedt ist" — sagte er mit ernstem Blicke auf seine Frau — „ein Kind, das noch klug werden muß — ist Ihnen dies Wachslicht gefällig?"

Der Junker lächelte listig, nahm das dargereichte Licht, blinzelte noch einmal schelmisch die verdutzte Frau an, sagte: — „Gute Nacht" — und ging fort.

Mann und Frau sahen sich, nachdem sie eine Weile auf das Entfernen des Junkers gehorcht hatten, groß

an. — „Du warfest mir ja gefährliche Blicke zu" — sagte sie im verwundernden Tone.

— „Der Junker braucht von Eva nichts zu wissen, besonders wenn das Mädchen schön ist, wie Du sagst" — antwortete Leonhard barsch. — „Du solltest doch wissen, daß er ein verliebter Edelmann ist, der allen hübschen Mädchen in Helmstedt nachstellt und von dem man doch nicht recht erfährt, was er ist und woher er kommt."

— „Nun, dann würde ihn der Hofrath wahrhaftig nicht in sein Haus genommen haben und kuriren" — meinte die Frau.

— „Possen, er bezahlt gut und das ist Alles. — Eine geheimnißvolle Person bleibt er immer und das hat ihn gerade bei den Jungfern interessant gemacht, so daß man ihn, seines abendlichen Umherschweifens wegen, ebenso fürchtet wie anziehend findet und sogar das Gerücht ausgesprengt hat, daß er der Teufel sei, den Beireis in seinem Hause beherberge, der ihm das Gold machen helfe und nebenbei auf Verführung unschuldiger Mädchen ausgehe."

Die Frau wurde plötzlich nachdenklich und sagte mit besorglicher Miene: — „Mit dem linken Fuße hinkt er und am Hute trägt er eine Hahnenfeder — Du bringst mich auf einen Gedanken...."

— „Er ist ein schlichter Mensch wie wir" — versetzte Leonhard — „und wenn ihn die dummen Leute für den Teufel halten, so freuet sich unser Hofrath darüber; — das mag auch wohl mit ein Grund sein, daß er ihn in's Haus genommen hat, so lange er ihn behandelt."

— „Aber seine Herkunft?" — warf die Frau ein, deren weibliche Natur nicht so leicht einen so unwillkürlich gekommenen, grauenhaften Gedanken aus dem Sinne schlug.

— „Er hat sich als Herr Walther von Staffelberg und als Junker in einem kaiserlichen Reiterregimente hier eingeführt — das kann mir genug sein, da ich ihm nichts zu borgen habe. Der Hofrath wird's schon wissen. Es haben ihn aber schon die Studenten auf's Korn gekriegt, weil er auf dem letzten Tanzfest die besten Mädchen an sich geschwatzt hat, und ich hörte neulich, als ich die Electrisirmaschine in das Auditorium bringen mußte, daß mehrere Studenten darüber sprachen und ihn auflaufen lassen wollen. — Er mag sich nur hüten mit dem Simson anzubinden."

— „Daß der Junker aber mit seinem bösen Fuße noch tanzt" — sagte die Frau.

— „Das ist's ja gerade — wenn er sich schonte, dann wäre er schon längst kurirt, aber da trinkt er

bei Fehse auf der Kornstraße das starke, englische Bier, tanzt auf den Studentenbällen, wo man ihn nur aus Rücksicht auf den Hofrath Beireis geduldet hat und verrückt vielen Jungfern den Kopf, indem sie ihn für steinreich halten, das Geheimniß seines eigentlichen Standes interessant finden und, bei den wunderlichen Gerüchten, welche in der Bürgerschaft über ihn umgehen, ihn ebenso mit heimlichem Grauen wie mit Wohlgefallen betrachten."

— „Man sagte sogar schon, daß er der Sohn eines Fürsten wäre."

— „O! man hat ihn auch schon für den Fürsten der Hölle selbst ausgegeben" — fuhr Leonhard fort. — „Dem Hofrathe macht das Spaß, er widerspricht dem Gerüchte und Aberglauben nicht, natürlich, weil er Vortheil davon hat."

— „Was kann ihm das nützen?"

— „Eleonore — was ihm das nützen kann? Denke doch ein Bischen nach — Du solltest nachgerade die Menschenkenntniß des Hofrathes begreifen" — antwortete Leonhard, indem er mit dem Zeigefinger auf seine Stirn klopfte und die Frau dabei ernsthaft ansah. — „Die Dummheit und der Aberglaube der Leute bringt dem Hofrathe ebenso viel Ehre und Gewinn ein, wie

seine geheime Kunst ihn an Gold reich macht. Wundert Dich das? — Was treibt denn die vielen Menschen hierher, um sich von ihm in allen Krankheiten kuriren zu lassen? — Die allgemeine Meinung, daß er mehr wisse und könne, als andere Doctoren. Was führt die Studenten aus allen Facultäten und Weltgegenden in sein Colleg? — Der Ruf, daß er Geheimnisse und übernatürliche Kräfte der Natur entdeckt habe und damit Wunder verrichte. Die wollen ihm die Leute abgucken und lassen es sich ein gut Stück Geld kosten. — Wer aber alle Krankheiten heilen, sogar alle Zufälle dabei auf Tag und Stunde vorhersagen kann, wer die geheimen Naturkräfte nutzbar zu machen und endlich Gold zu fabriciren versteht, der muß im Glauben der Leute ein Bündniß mit dem Teufel haben und wenn sie auch Alle den Teufel fürchten, so möchten sie doch verdammt gern etwas ohne Gefahr von ihm haben und Beireis leistet den Leuten das ohne ihrer Seele zu schaden, für ein gutes Stück Geld. Darum suchen sie ihn und er läßt sie bei der Meinung, daß er mit dem Teufel zu thun habe. Deshalb widerspricht er auch nicht, wenn Bauer und Bürger, selbst noch Studenten den Junker für den leibhaften Satan und Freund des Hofrathes halten, der nur unter dem Vorwande, seinen im letzten Feldzuge verwun-

deten Fuß kuriren zu lassen, hier in's Haus gekommen sei und seinen Pferdefuß verstecke."

— „Wenn man das Alles ordentlich überlegt, so kommt Einem doch ein wenig Grauen an" — sagte die Frau, indem sie schüchtern nach dem mondhellen Fenster blickte.

— „Bringe nur der Eva dieses Grauen vor dem Hofrathe bei, damit sie nicht zu oft hier in das Haus kommt und mit ihrer Neugierde auskundschaften will — und weil sie wirklich mit dem Junker irgendwo bekannt werden könnte, so wäre es klug, ihr ebenfalls mit dem Teufel bange zu machen."

— „Ach! das freigeistige Mädchen glaubt nicht daran und lachte vorhin schon darüber, als ich ihr so Einiges beibringen wollte, um sie in Respect zu erhalten."

— „Dann braucht ihr nur einmal ein Schreck eingejagt zu werden, zum Exempel ein Schlag durch alle Glieder, ohne daß sie sähe, woher und wovon — oder eine Erscheinung, eine Bewegung oder Verwandlung..."

Leonhard hielt plötzlich inne, da der Draht der Hausthürglocke auf eigenthümliche Weise gezogen wurde; er eilte nach dem Drücker in der Wand, schlug stark darauf und sogleich hörte man die Hausthür an der Straße aufspringen. Ohne seiner Frau Zeit zu lassen,

ein anderes Licht anzuzünden, griff er nach den beiden Briefen, nahm die Lampe und ging schnell hinaus, dem Angekommenen auf der mittleren Hausflur entgegen.

Es war der Hofrath Beireis selbst, welcher, eben von der flüchtigen Unterredung vor der Thür mit dem Studiosus Heinrich Schmidt kommend, in sein Haus eingetreten war und nun, von Leonhard geleuchtet, seine Stube öffnete.

— „Ist nichts Wichtiges passirt?" — fragte er eilfertig.

— „Nur diese beiden Briefe sind eingelaufen?"

Der Hofrath griff mit einer ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit danach, lächelte befriedigt beim flüchtigen Anblicke der Adressen, hob den Amsterdamer Brief in der Hand empor und fragte: — „Sind alle Ingredienzien gehörig fertig gemacht?"

— „Zu Befehl, Herr Hofrath — den Stoff welchen Sie Lasurstein nennen, habe ich fein pulverisirt und mit der Erde, die Sie die geheime bezeichnen, in den vorgeschriebenen Mengeverhältnissen durchgeglühet und die schöne blaue Farbe ist da."

— „Gut — Du hast doch nicht wieder irgend eine Säure daran kommen lassen und keine sauere Dämpfe im Laboratorium verursacht?"

— „Ei bewahre — das ist mir nur einmal aus

Unwissenheit begegnet — ich weiß ja, daß die geringste Säure dem zusammengeglüheten Stoffe die schöne, blaue Farbe nimmt."

— „Dann will ich das Product gleich prüfen und Gold daraus machen" — versetzte Beireis mit großem Nachdrucke auf das Wort „Gold" und mit einem scharfen Blicke auf den Famulus, während sein Mund einen kaum merkbaren Zug listigen Lächelns verrieth. Leonhard erwiderte diesen Blick durch eine ruhige, treue Miene.

— „Wir müssen auf's Neue weit mehr Lasurstein pulverisiren, mein lieber Leonhard" — fuhr Beireis fort, als er nur flüchtig den Amsterdamer Brief eingesehen hatte — „der Holländer muß doppelte Portion haben, das Gold ist im Preise gestiegen. — Aber wir müssen nebenbei auch Farben machen — er hat wieder die blaue, rothe und gelbe Farbe nöthig — wir haben aber doch noch Ingredienzien?"

— „Zu der rothen und gelben Farbe? Ja! — Aber zur blauen Farbe ist der Hammerschlag ausgegangen."

— „Den kannst Du aus Magdeburg von unserem Schmiedemeister neu verschreiben" — befahl Beireis. — „Hörst Du, diesmal aus Magdeburg, damit der

Lieferant in Lutter nicht aufmerksam darauf wird, was wir mit dem vielen Hammerschlage anfangen."

— „Sehr wohl, er hat ohnehin schon heimlich gekundschaftet, ob Sie das Gold, wovon die Welt spricht, aus seinem Hammerschlage machten."

— „Wenn er das glaubt, so bestärke ihn darin" — sagte Beireis lachend. — „Du sollst übrigens so bald als möglich Blau machen — nun? was siehst Du mich so mitleidig an?"

— „Ich habe immer eine Angst, wenn ich die blaue Farbe machen muß" — erwiderte Leonhard. — „Roth aus den merkwürdigen Thieren, die Ihnen Herr Thiedemann aus China kommen läßt und Gelb aus der getrockneten Reseda, die ich so viel pflanzen und ernten muß, — so wie das Lasursteinblau, was Sie zum Golde gebrauchen, mache ich hundertmal lieber, als die gemeine Hammerschlag-Farbe, denn ich werde jedesmal ganz elend dabei, wenn ich den Hammerschlag mit der bösen Säure schütteln muß, bis der schwarze Niederschlag blau gefärbt wird."

— „Ich habe Dir aber schon gesagt, daß Du die Säure nicht einathmen, sondern viel freie Luft dabei in das Laboratorium eindringen lassen und, wenn Du Dich betäubt fühlst, gleich auf die Flasche riechen sollst, mit dem die stechenden Dünste ausstoßenden Was-

ser, das ich aus Salzsäure und Braunstein zu bereiten verstehe — und nimm Dich in Acht, daß von der Säure nichts auf eine Wunde der Hand kommt.“

Während dieser Unterredung des Hofrathes mit seinem Famulus hatte ersterer seinen niedrigen Dreimaster auf einen Stuhl des Vorzimmers gelegt, dann eine zweite Thür, die zu der eigentlichen Studir- und Arbeitsstube führte, mit einem kleinen, künstlichen Schlüssel geöffnet und den einen empfangenen Brief nur flüchtig durchblickt, unterdessen Leonhard eine Messinglampe, welche auf dem ziemlich unordentlichen Schreibtische stand und mit einem grünseidenen Schirm umspannt war, angezündet hatte. Jetzt vermochte man die Erscheinung des Hofrathes und die Beschaffenheit seiner Umgebung näher kennen zu lernen. — Als ein mittelgroßer, in den Formen des Körpers zwar magerer, aber sichtlich kraftvoller Mann von etwas mehr denn vierzig Jahren, stand er da am Tische im doppelten Scheine der Lampe und des Mondlichtes, welches Leonhard aus seiner Stube mitgebracht hatte. Seine Haltung erschien etwas gebückt, jede seiner Bewegungen hatte, bei aller Lebendigkeit und eifrigen Raschheit, doch eine gewisse Vorsicht und Sicherheit, seine Sprache war schnell und wortreich, sein Auge feurig, schlau, spähend und scharf, wodurch das blasse Gesicht einen lebhaften,

schelmischen und fein markirten Ausdruck erhielt. Seine ganze Toilette verrieth den Gelehrten und Sonderling, welcher sich über Mode und Luxus hinwegsetzt. Eine niedere, weiße Ziegenhaar-Perrücke, mit Locken an den Schläfen und einem kleinen Zopfknoten im Nacken, bedeckte sein Haupt, den Hals umgab eine schmale, weiße Halsbinde, welche hinten durch eine große, silberne Schnalle geschlossen war; der Rock von müllergrauem Tuche mit großen Aufschlägen, Schößen und Knöpfen, verrieth ein ebenso hohes Alter, wie die gleichfarbige, langtaschige Weste und das ebenfalls blaugraue, bis an die Kniee reichende Beinkleid; schwarze, lange, bereits verschossene Strümpfe und hochklappige Schuhe, mit kleinen, runden Schnallen von Silber, vollendeten den Anzug des Mannes, den die Welt anstaunte, dessen Name in allen civilisirten Ländern bekannt und durch die wunderbarsten Gerüchte von geheimen Kenntnissen und Künsten, in einen mystischen Nimbus gebracht war, den er selbst nicht müssig blieb zu fördern.

Mit dieser persönlichen Erscheinung harmonirte auch vollkommen die Umgebung in seinem Studir- und Arbeitszimmer. Der in der Nähe stehende Schreibtisch war auf unordentliche Weise mit Büchern, Papieren, chirurgischen Instrumenten, Arzneigläsern, Schachteln, chemischen Glasgeräthen, wie Trichtern, Glasröhren und

kleinen Kochfläschchen bedeckt; eine Spiritus-Lampe schien zum gewöhnlichen Handgebrauche zu dienen und in einigen kleinen Steinmörsern befanden sich verschiedene, fein geriebene Stoffe; ein mit Leder und blanken Messingnägeln beschlagener Lehnstuhl vor diesem Tische bezeichnete den gewohnten Arbeitsplatz des Professors, und war von mehreren alten, in Schweinsleder gebundenen Büchern umstellt. Auf einem Tische am Fenster stand namentlich ein Mikroskop, neben einem hohen Glaskasten mit zarten Präparaten gefüllt, während der übrige Raum des Tisches so wie die daran stoßende Fensterbank gedrängt voll von Gläsern mit Flüssigkeiten, wie Objectträgern, Pinçetten, Loupen, trocknen Pflanzen, gespießten Insecten, grünen Zweigen in Wasser, Pipetten und dergleichen Sachen bedeckt waren. — Auf einem anderen Tische in der Zimmerecke standen physikalische Instrumente zum Handgebrauch, wie eine Electrisirmaschine, verschiedene Magnete, eine Luftpumpe, eine große weiße Bouteille mit einem cartesianischen Teufelchen, eine Waage, ferner lagen hier Thermometer und Bücher dazwischen, während an den anstoßenden Wänden große Repositorien von zahlreichen Büchern belastet waren und ein Schrank mit großen Glasscheiben verschiedene, anatomische Gegenstände, wie Menschen- und Thierschädel, ungeborne Kinder in Spi-

ritus, Knochen mit eingetrockneten Muskeln und mit Wachs ausgefüllten Pulsadern, aufgeblasenen Fischen und Fröschen, so wie Theile seltener Seethiere zur Schau trug. Von diesem Zimmer führte eine zweite Thür, welche offen stand, in ein kleines Laboratorium mit Glühofen, Retorten und Schmelztiegeln, wo die Wände ringsum, wie in einer Apotheke mit Standbüchsen bedeckt waren, in denen sich Chemikalien und Arzneistoffe befanden und wo das Mondlicht dieses Abends nur durch die oberen Scheiben des über die Hälfte mit Holz verschlossenen Fensters einfallen konnte.

Jetzt legte Beireis den flüchtig durchblickten Brief aus der Hand und ergriff seine Messinglampe. — „Du mußt diese Nacht durcharbeiten, Leonhard" — sprach er lebhaft — „Du mußt noch eine Portion glühen, daß ich morgen Alles fortschicken kann. Von der geheimen Erde hast Du noch in Deiner Werkstatt, nun will ich Dir den theuren Lasurstein dazu geben, damit die Stoffe sich zur Goldmasse im Feuer verbinden." — Bei diesen Worten war Beireis in sein kleines Privatlaboratorium gegangen, zog hier einen Schlüssel aus der Westentasche, öffnete den Wandschrank und nahm ein großes Glas heraus, das mit braunen Krystallen gefüllt war. — „Hm!" — murmelte er — „das Quantum ist nicht mehr hinreichend, da muß ich heute

Abend spät noch selber glühen.“ — Dann trat er in die Stube zurück, übergab dem harrenden Leonhard das große Glas und hieß ihn folgen. Beide gingen durch das Vorzimmer über die große Hausflur den dunkeln Gang hinunter, welcher demjenigen, wo der Famulus wohnte, gegenüberlag und an dessen tiefem Ende sich das große Laboratorium befand, wo Leonhard arbeiten mußte und wo auch die Studenten am Vormittage ihre chemischen Studien für ein hohes Honorar zu machen pflegten. — Am Tage hatte der Famulus dem docirenden Professor und den Studenten die nöthigen Dienste zu leisten und um diese Zeit bot das kellerförmige, gewölbte Gemach mit seinen, nach dem Garten hinausgehenden, vergitterten Fenstern nichts Ungewöhnliches dar, so eifrig auch mancher Studirende danach forschen mochte — wenn aber die praktischen Lehrstunden geschlossen waren, wenn der Abend herannahete, dann nahm hier das Geheimniß seinen Anfang, dann setzte der treue Famulus die Fenster mit hölzernen Laden zu, öffnete den ihm anvertraueten Schrank in der steinernen Wand, holte Ingredienzen und Schmelztiegel hervor und begann seine Arbeit am Feuer bei verriegelter Thür, oft bis tief in die Nacht hinein. Er bereitete hier im Auftrage seines Herrn drei verschiedene Farben, Roth, Gelb und Blau — womit Bei-

reis einen ausgedehnten stillen Handel nach Holland trieb — er bereitete aber auch aus Stoffen, die sein Meister schlechtweg: „Lasurstein" und „geheime Erde" nannte, durch emsiges Glühen einen anderen, schönblauen Stoff, von dem ihm Beireis gesagt hatte, daß er diesen noch in seinem Privatlaboratorium durch geheime, chemische Prozesse in Gold verwandele, welches er dem Käufer seiner Farbefabrikate, dem Amsterdamer Juden Marcus Silberschmidt gleichzeitig mitschicke, um die neuen Ducaten daraus münzen zu lassen, welche so oft von dort her einliefen und Beireis bereicherten. — Leonhard hatte einen schweren Eid der Verschwiegenheit über Alles, was er sah und that, geleistet und er war eine zu ehrliche Seele, um irgend eine Veruntreuung zu begehen oder auch nur einen Reiz zu empfinden, das Geheimniß, dessen blindes Werkzeug er war, weiter zu erforschen. Daher geschahe es denn auch, daß Niemand recht dahinter kommen konnte, was Beireis eigentlich mache, wodurch er so reich werde....

Im Laboratorium glimmten noch die Kohlen, vor denen Leonhard vor kurzer Zeit gesessen und in einem großen Schmelztiegel die Stoffe zusammengeglühet hatte, welche Beireis zu Gold zu machen vorgab. — Der Tiegel stand abgekühlt auf einem Steintische und als der Hofrath mit der Lampe hineinleuchtete, erschien das

Gefäß mit derselben, schönblauen Masse gefüllt, welche auch auf einem anderen Tische auf weißen Papierbogen angehäuft lag. Beireis prüfte, nahm etwas in die hohle Hand, tröpfelte etwas Wasser darauf, rieb mit dem Finger die Masse auseinander und als sich dieselbe in die prachtvollste, flüssige Farbe auflösete, nickte er befriedigend und sagte: — „Was ich hier von dem Lasursteine noch vorräthig habe, das pulverisire und mische dann mit der Erde in dem bekannten Gewichtsverhältnisse, setze die unmerkliche Spur von Eisen hinzu und glühe es, bis es die blaue Farbe erhält; ich werde unterdessen noch neuen Lasurstein produciren."

— „Sehr wohl, Herr Hofrath" — antwortete Leonhard, indem er dem Herrn mit seiner bleichen, kränklichen Miene ansah. — Die Lampe warf einen gelben Schein auf sein Gesicht und ließ dasselbe in diesem Augenblicke dem Hofrath auffällig leidend erscheinen.

— „Diese Nacht mußt Du noch einmal wach bleiben und die Müdigkeit überwinden" — sagte derselbe freundlich — „das Entdecken des Goldmachens hat mir einst viele schlaflose Nächte gekostet, ich habe Dir schon erzählt, daß ich sieben Tage und Nächte am Schmelztiegel sitzen und die endlich eintretende Schläfrigkeit durch Anzünden und Entflammen ganzer Kisten voll seidener und musselinener Tücher verscheuchen konnte, die

mein damaliger Gehülfe von Zeit zu Zeit anzündete, um mich aus der zunehmenden Müdigkeit aufzuschrecken, weil sonst, wäre ich eingeschlafen, das ganze, wichtige Unternehmen seine Vereitlung gefunden hätte. An solche Opfer und Ausdauer denke, wenn Du müde wirst."

— „O! ich will es schon aushalten, habe manche Nacht hier gearbeitet, wenn ich auch am Tage und die Nacht vorher nicht zur Ruhe gekommen war" — erwiderte Leonhard treuherzig und mit dem Muthe des guten Willens.

— „Ich will Dir eine Hülfe schaffen und einen armen Studenten in das Laboratorium nehmen" — sagte Beireis; — „er hat mich schon früher um freies Colleg in der Chemie gebeten und ich will ihn dafür bei Tage im Laboratorium mit gebrauchen."

Leonhard schien erstaunt und zugleich verletzt zu sein. — „Herr Hofrath, ich fürchte mich vor Arbeit nicht, ich finde eine Ehre und Ermunterung darin, daß Sie mir das Laboratorium und die Hülfe am chemischen Geheimnisse anvertrauet haben, ich halte Alles in bester Ordnung, bin wie der Tod verschwiegen... und jetzt sollte ich noch einen jungen Menschen im Laboratorium dulden, der vielleicht gern wissen möchte, was hier passirt und mich über die Achsel angucken wird, weil er Latein versteht?"

— „Habe keine Sorge darüber, mein guter Leonhard" — lächelte der Hofrath freundlich, indem er dem Famulus mit leichter Handbewegung auf die Schulter klopfte — „Du bleibst allein der Gehülfe meiner Geheimnisse — der Studiosus Schmidt ist ein stiller, bescheidener und wißbegieriger Mensch, dem ich, aus Mitleid mit seiner Armuth, das Colleg frei gebe, wofür er dann im Laboratorium die Arzneipräparate machen soll, die ich an die Bauern verkaufe. Das sollst Du ihm lehren und wenn er es versteht, dann magst Du während der Zeit ruhen und schlafen und Dich auf die Arbeit am späten Abend und in der Nacht stärken."

Auch diese Erklärung schien Leonhard nicht ganz zu befriedigen, er sah verdrießlich auf den Tisch nieder und schwieg. Er hatte sich seit einigen Jahren in dem Gedanken wohl gefühlt, daß er der Vertrauete des berühmtesten Mannes seiner Zeit sei, daß der Stoff des Geheimnisses, welches die Neugierde unzähliger Menschen reizte, durch seine Hände gehe — das erfüllte ihn mit einem heimlichen Selbstgefühle, welches ihn oft zu dem Ehrgeize verleitete, gegen die Studenten und Bürger die Miene anzunehmen, als sei er tiefer eingeweihet, als es der Fall war. Dabei hatte er aber eine Treue gegen seinen Brodherrn, die ebenso viel

aus natürlicher Ehrlichkeit wie aus der Bewunderung hervorging, womit er Beireis anstaunte und verehrte.

Dieser merkte die verschwiegene Unzufriedenheit seines alten Famulus und sagte schnell: — „Der Student Schmidt hat erst vor der Hausthür mit mir gesprochen und mein besonderes Wohlgefallen erweckt — darum will ich ihm die chemische Kenntniß gern gewähren, die er als Arzt braucht; also beruhige Dich, Leonhard, Du sollst nicht an Deinen Dir eingeräumten Rechten verlieren. — Nun erzähle mir, was hast Du heute wieder reden hören?“

Der Famulus war gewohnt, auf diese tägliche Abendfrage des Hofrathes Alles zu berichten, was ihm bei dem Zuhören der Studentengespräche oder aus den Gerüchten der Leute in der Stadt zugänglich geworden war und sich insbesondere auf die Persönlichkeit des Beireis bezog, der nicht nur gern sah, daß viel von ihm geredet wurde, sondern auch pfiffig die Verbreitung wunderbarer Geschichten im Stillen förderte.

— „Ich bin heute nicht aus dem Laboratorium gekommen“ — versetzte Leonhard verstimmt; — „heute Mittag aber hörte ich die Studiosen sagen, wie Professor Bruns sehr böse darüber geworden sei, daß Sie ihn neulich im Colleg einen Schweineschwanz genannt hätten, der Ihre portugiesischen Ausdrücke berichtigen

wolle und den doch Gott im Zorne zum Sprachforscher gemacht habe."

Beireis lächelte schelmisch und schadenfroh. — „Weiter, weiter" — sprach er ungeduldig.

— „Dann reden die Leute viel über den geheimnißvollen Junker von Staffelberg, den sie für den Teufel halten, welcher Ihnen die Geheimnisse des Goldmachens gelehrt habe und nun wiedergekommen sei, um vielleicht neue Künste anzuvertrauen."

Beireis machte eine so pfiffig lächelnde und dabei doch so geheimnißvolle Miene, daß der Famulus selbst irre geworden zu sein schien, ob der Hofrath dieses Gerücht billige oder nicht. Als er deshalb aufhörte zu erzählen und den Herrn erwartend ansah, sprach dieser lebhaft: — „Weiter, Leonhard, weiter, das ist eine ergötzliche Geschichte — man lasse die Leute dabei, dann werden sie die Neigung unterdrücken, unseren Geheimnissen nachzuspüren; ich wollte nur, die Professoren glaubten selbst daran."

— „Die Studenten habe ich darüber sprechen hören" — berichtete der treue Famulus weiter; — „einige glauben an die Hülfe eines bösen Geistes, andere lachen darüber und berufen sich auf die Herren Professoren Hanke, Remer und Bartels, die Alles natürlich

erklären und neulich behauptet haben sollen, hinter Ihre Geheimnisse käme man mit der Zeit auf wissenschaftlichem Wege jedenfalls und dann wollten sie es den Studenten umsonst dociren."

— „Die superklugen Schöpse und Schweineschwänze!" — rief Beireis im zornigen Eifer — „diese dreiviertel und halben Köpfe sollen es nur erst versuchen, ehe sie darüber raisonniren und das Maul voll nehmen; zum Erfinden und Entdecken gehört ein ganzer Kopf — ha! ha! da spielt der Henke den Freigeist, indem er die Wunder mit sammt dem Teufel leugnet und dabei staunt nach wie vor das Volk meine Wunderkräfte an — da erklären Remer und Bartels alle meine Geheimnisse natürlich, verlachen mein Goldmachen, faseln von Chemie und natürlicher Magie und dabei bringen sie nichts zu Stande, dabei möchten die Leute mir doch gern die Künste absehen, und ich habe das schöne Gold in Händen, während Jene sich für Silbergeld mit dem bischen Wissen abquälen — o! die Schöpse!"

Diese Worte hatte Beireis mehr im Zorne seiner Eitelkeit, als um den Famulus zu überzeugen, hastig herausgestoßen, während ihn Leonhard mit Ehrfurcht betrachtete; — „Nun beginne Deine Glüharbeit; wenn Du diese Stoffe verbraucht hast, werde ich mit der

Production des defect gewordenen Lasursteines fertig sein" — fuhr er dann geschäftig fort und nahm seine Messinglampe, um das Laboratorium zu verlassen, wo Leonhard mit seinem Handlichte allein zurückblieb und sogleich die glimmenden Kohlen neu anschürte. Beireis schritt unterdessen in seine Studirstube zurück, deren Thür er verriegelte, setzte die Lampe mit Heftigkeit auf den Schreibtisch und las den Brief aus Amsterdam mit ebenso aufmerksamer, wie schlauer Miene. — „Schicken Sie mir" — schrieb der Jude Marcus Silberschmidt — „so viel Sie nur immer von dem köstlichen Ultramarin fabriciren können, ich zahle Ihnen dasselbe nach dem halben Werthe des Goldgewichtes — für jede Unze Ultramarin erhalten Sie eine halbe Unze Gold und ich werde Ihnen ganz nach Wunsch den Werth in gediegenen Goldstangen und in neu geprägten Dukaten einsenden, wie bisher. — Ich wiederhole aber meinen früheren Antrag, daß ich Ihnen 10,000 Dukaten Honorar auszahle und den Eid der Verschwiegenheit in Ihrem und meinem Interesse leiste, wenn Sie mir die Kunst verrathen und mir allein das Geheimniß verkaufen, daß ich selbst das theure Ultramarin, ohne den seltenen und mit dem Golde in gleichem Werthe stehenden Lasurstein nöthig zu haben, herstellen kann. — Dagegen verpflichteten Sie sich, keinem An-

dern das Geheimniß zu verrathen und kein Ultramarin anderwärts zu verkaufen."

Beireis lächelte pfiffig und verschloß mit triumphirender Miene den Brief in die Schublade seines Schreibtisches. Dann schritt er mit Selbstgefälligkeit nachdenkend auf und nieder. — „Ihr albernen Thoren" — sprach er vor sich hin — „Ihr möchtet es dem berühmten Beireis nachthun, aber Euer Neid bringt es nur zum Raisonniren — klärt nur auf, citirt Naturkräfte, leugnet den Teufel und die Magie — nennt meine Geheimnisse Lug und Trug — ha! ha! Ihr Hungerleider! Für Euer ganzes Wissen bietet Euch kein Jude zehn Thaler, vielweniger zehntausend Dukaten. Es giebt nur einen Archimedes, einen Newton und einen Beireis! — Klärt nur das Volk mit Euren Entdeckungen auf, ich lache darüber und verachte das dumme Volk, dem der Aberglaube lieber ist, als eine nüchterne Wahrheit — darum soll es mich anstaunen und seine Dummheit soll meine geheime Wissenschaft theuer bezahlen. Was ich weiß, das wird die Welt erst nach hundert Jahren entdecken — jetzt will ich aber den Nutzen davon ziehen und das Gold, welches die superklugen Schöpse leugnen, mit Schadenfreude gebrauchen."

Beireis blieb stolz vor dem Tische stehen, auf welchem die chemischen und physikalischen Instrumente sich be-

fanden. — Sein Blick funkelte, als gebiete er mit dem vollen Selbstbewußtsein seines Werthes über eine Welt geheimer Kräfte. Er lächelte schlau und setzte dann seinen Gang durch das Zimmer fort. — „Man nennt meinen Namen in allen Welttheilen, man bewundert und fürchtet mich — man nennt mich einen Apollonius, einen Faust — man ahnt die Naturgeheimnisse nicht, deren Resultate in meiner Hand Könige und Bauern anstaunen — das ist der Triumph und Lohn des bevorzugten Menschen, über seiner Zeit und dem Volke zu stehen, als ein Wesen mit übernatürlichen Eigenschaften — das will ich — das ist mein Sieg, mein Bedürfniß!"

Dieses Selbstgespräch hatte in des Professors Gemüth den vollen Stolz und Ehrgeiz seines Charakters entzündet, er empfand die ganze Verachtung gegen Diejenigen, welche ihn nicht anstaunen wollten und es ihm nicht nachthun konnten. Dieses Gefühl hielt er auch niemals verborgen, sondern sprach es öffentlich und in derber Weise aus, daher kam es denn auch, daß er mit seinen akademischen Collegen in der größten Feindschaft lebte, die von ihrer Seite durch Neid erzeugt, seinerseits durch die rücksichtslosesten Ausfälle gegen Jeden, welcher ihm nicht huldigte, seinen Angaben nicht Glauben schenkte oder nicht die Schwächen des Man-

nes still und liebreich duldete — gewährt wurde. Nur der Professor und Oberbergrath Lorenz von Crell, ebenfalls Chemiker und Kenner der Natur, wie der Professor und Abt Pott, ein sanfter und liebreicher Theologe, waren seine aufrichtigen Freunde, ersterer, weil er Beireis richtig verstand, den Charlatan an ihm übersah und den Gelehrten in ihm achtete, ohne die Geheimnisse, welche er ahnte, zu gefährden — letzterer, weil er in Beireis den gewandten Arzt schätzte und an seinen Sonderbarkeiten Wohlgefallen fand.

Jetzt erst dachte Beireis daran, den aus Hamburg empfangenen Brief zu öffnen. Er las mit gesteigerter Aufmerksamkeit und sprach plötzlich für sich: — „Allerdings, mein lieber Thiedemann, das Kunstwerk muß ich haben — wie könnte ich dulden, daß ein Anderer eine Weltmerkwürdigkeit besäße, die man doch nur bei mir erwarten würde?“ — Der Brief war, wie Leonhard früher seiner Frau richtig gedeutet hatte, von einem gewissen Unterhändler Thiedemann in Hamburg, welcher mit Beireis in Geschäftsverbindung stand und ihm Seltenheiten der Kunst und Natur, wie auch die ausländischen Stoffe zu den geheimen, chemischen Fabrikationen aus der Nähe und Ferne zusammenkaufte und die Sammlungen des Hofrathes bereichern half. Hierauf verwendete Beireis jährlich bedeutende Sum-

men, die zuerst die Leute auf die Frage brachten, woher er bei dem verhältnißmäßig unbedeutenden Professorgehalte die allezeit vorräthigen Gelder anschaffen könne und, da man wußte, daß er geheime Arbeiten am Glühofen mache und wenige Stunden des Nachts schlafe, so entstand das Gerücht, daß er Adept sei, welches er schnell zu fördern suchte, indem er Goldbarren vorwies, die er producirt zu haben behauptete, während auch seine Collegen darüber zweifelhaft blieben, da sie den rasch sich vermehrenden Reichthum Beireis' nicht in Abrede stellen konnten. Dieses Gerücht hatte aber bald den Goldvorrath des Professors auch auf natürlichem Wege bereichern helfen — aus der weitesten Ferne und aus allen Facultäten drängten sich die Studirenden in sein Auditorium, um die Geheimnisse der Goldproduction abzulauschen und wenn sie sich in dieser Erwartung auch getäuscht sahen, da Beireis freilich die Enthüllung seiner geheimen Kunst klug und von Zeit zu Zeit in Aussicht stellte, aber nie daran dachte, die erregten Hoffnungen zu erfüllen, so fesselte er die Studenten doch dauernd durch die anderweitigen Naturkenntnisse, interessanten Experimente und besonders durch das Mystische seiner Persönlichkeit, wie durch den lebhaften, witzigen und sarkastischen Vortrag, der nicht selten in die heftigste Polemik gegen seine

Collegen und den ausfallendsten Humor gegen Alles ausartete, was einmal seinen Neid, Haß oder Widerspruchsgeist erregt hatte.

In dem Briefe, welchen Beireis jetzt mit Aufmerksamkeit las, zeigte ihm Herr Thiedemann an, daß er in Nürnberg und in der Schweiz zwei Kunstwerke zu erwerben vermöge, die zu mäßigem Preise sogleich käuflich seien. Das eine Kunstwerk sei die von Joh. Babtist Homann erfundene und durch Zacharias Landteck zu Nürnberg verfertigte geographische Universal-Zeig- und Schlaguhr — und das andere die von Jakob Droz in der Schweiz ausgeführte Zauberuhr, welche auf Jedermanns Fingerzeig, ohne alle Berührung, zu jeder Zeit schlug und spielte. — Beireis fühlte jedesmal eine innere Unruhe und Unzufriedenheit, wenn er von einem Kunstwerke hörte oder dasselbe sah und nicht gleich durch den ihm eigenthümlichen Scharfsinn auf den Mechanismus und die Kräfte der Construction hingeleitet wurde. — Auch jetzt, als er von dieser Zauberuhr las, sann er darüber nach, setzte sich, alles Andere vergessend, auf seinen Sessel, dachte und construirte und begann Entwürfe auf dem Papiere zu zeichnen. — So saß er grübelnd und projectirend eine lange Zeit gedankenvoll; — plötzlich entstand ein Schnarren und Rasseln in der Wand, eine Klappe

sprang auf, eine schwarze Figur rückte aus der geöffneten Mauer hervor, hielt auf weißer Tafel die Ziffer XII empor und gleichzeitig erfolgten mit dumpfem, summendem Tone zwölf langsame Schläge, mit deren letztem die Figur zurückfuhr und die Wand sich wieder schloß. — Beireis stand schnell vom Sessel auf, rieb sich unruhig die Hände und während noch der letzte Schlag des dumpfen Tones nachsummte, erscholl aus der Ferne vom Kirchthurme die Glocke der geheimnißvollen Mitternachtsstunde.

— „Es wird Zeit" — sprach Beireis — „ich muß an's Werk und Gold machen" — dann lachte er mit einem muthwilligen, innerlichen Kichern, nahm die Lampe und schritt in das offenstehende Privatlaboratorium. Eine unheimliche Stille herrschte hier, nur unterbrochen von dem Knistern der von Beireis gewandt und schnell angesteckten Kohlen und von dem gespenstischen Hauche des Blasebalges. Je mehr der Ofen erglühte, um so unheimlicher warf er den rothen Gluthschein über die Wände und Gegenstände des geschwärzten Gemaches, wo Beireis auf einem niederen Schemel vor dem Ofen saß, über welchem eine große, eiserne Retorte sich schirmförmig ausdehnte, um den Rauch und die etwa vorkommenden Gase aufzufangen und in den Schornstein abzuführen. — Als die Kohlen gehö-

rig glühten, schritt Beireis zu zwei großen Gläsern, die auf dem Seitentische standen, öffnete ihre Blasenhautbedeckung, ergriff einen großen Schmelztiegel, mischte ein weißes Salz mit einem schwarzen Kohlenpulver und lächelte dabei heimlich vergnügt. — „Hm! billige Waare — Jedermann bekannt — Dieser nimmts zum Abführen, Jener brauchts zum Haushalt; — das ist aber die Kunst — Gold daraus zu machen — O! die Narren, das lernen sie nicht!"

Mit einer gewissen Rührung über die eigene erfinderische Kraft, trat er vor die Wand hin und sahe auf die Standbüchsen und Gläser, welche die ganze Mauerfläche bedeckten. — Dann langte er ein Glas herunter, nahm einen eigroßen Körper von blauschillernder Farbe heraus, näherte sich damit dem Lichte und betrachtete ihn wohlgefällig. — „Seltenes, kostbares Metall!" — sprach er halblaut — „ich muß Dich noch einmal mit Seelenwonne besehen und hätscheln — hättest Du mir nicht Dein Wesen und Geheimniß anvertrauet in Deinen Elementen, dann wäre ich nicht der Mann geworden, der ich bin — nur dem Beireis öffnetest Du Deine Herkunft, Deine Natur, Dein Geheimniß — ich zeuge Dich selbst jetzt — ich binde Deine, nur mir bekannten Atome alter Freundschaft wieder — o! wie verehre ich Dich, schönes, blaues Gold!"

Er wog selbstgefällig das Stück Mineral in der Hand. — „Halte fest zusammen, wenn Andere Dich scheiden wollen“ — fuhr er sinnend fort — „doch was fürchte ich — nur ich beherrsche die Naturkräfte, indem ich sie verstehe — welche Mühe hat es mich gekostet, wie manche Nacht habe ich Dich einst vergeblich zu zerlegen gesucht — Du sprödes, kostbares, seltenes Metall, mit Deinem blauen, verführerischen Blicke!“

Stolz und siegreich legte er das Mineral in die Glasbüchse zurück und trug diese an seinen früheren Platz; dann rührte er emsig die weiße, salzige und die schwarze Kohlenstaub ähnliche Masse im Schmelztiegel durcheinander, setzte denselben auf die glühenden Kohlen und nahm auf dem Schemel Platz, ohne die Masse aus den Augen zu lassen. —

Es verging eine längere Zeit, während Beireis aufmerksam und unbeweglich in den Schmelztiegel blickte und dabei seinen stillen Gedanken hingegeben zu sein schien. Endlich wurde er unruhig, die Masse im Tiegel blieb unverändert, er ergriff den Blasebalg und schüttete mehr Kohlen auf die Gluth, um diese zu vermehren. Es verstrich wieder eine Zeit, eine geheimnißvolle Stille herrschte draußen in der Nacht und drinnen im Laboratorium — das Mondlicht stahl sich immer mehr durch die oberen, unbedeckten Scheiben des Fensters

und machte den Schatten des Mannes, welchen die Kohlengluth an die Wand warf, undeutlicher. — Plötzlich entstand im Tiegel eine Bewegung, die sich zu heftigem Brausen steigerte, das Gemisch schmolz in der Glühhitze unter lautem Geräusch zu einer braunen Substanz zusammen, während Beireis vor dem Aufsteigen eines giftigen Gases zurückwich. — Alsbald beruhigte sich die Masse im Schmelztiegel, welchen Beireis mit einer Zange aus den Kohlen hob und auf einen aus Eisendraht geflochtenen Dreifuß in die steinerne Fensternische zum Abkühlen setzte. Darauf nahm er einen zweiten Tiegel, wiederholte die Mischung und das Schmelzen und, als auch dieses unter lebhaftem Brausen eines entweichenden Gases geschehen war, wendete er sich dem ersteren Producte wieder zu, um den Grad der geschehenen Abkühlung zu prüfen. Diese war so weit gediehen, daß er ein Bischen davon nehmen konnte, welches er in eine Porzellanschale warf und mit Wasser vermischte. — „Gut!“ murmelte er vergnügt, als er mit der Schale unter das Licht trat und bemerkte, daß die braune Substanz sich im Wasser zu einer gelblichen Flüssigkeit aufgelöst hatte. — Die geheime, chemische Arbeit des Professors war beendet, der Stoff, welcher der Welt ein Räthsel blieb, war fertig, um nunmehr seine ferneren chemischen Verbindungen zu dem

Golde einzugehen, welches Beireis zu produciren behauptete. Mit dem ruhigen Schmunzeln voller Befriedigung dämpfte er die Kohlen des Glühofens, ergriff seine Studirlampe und trat in die Arbeitsstube zurück. — Mitternacht war bereits vorüber, in des Chemikers Augen kehrte noch keine Müdigkeit ein, er setzte sich an den Tisch und begann einen Brief zu schreiben. — Darüber verging abermals eine halbe Stunde. —

Jetzt erhob sich Beireis schnell, eilte mit dem Lichte in das kleine Laboratorium zurück, schüttete die ziemlich abgekühlte Masse in ein großes, porzellanenes Becken und trug dasselbe, sich mit einem angezündeten Wachslichtchen leuchtend, über die Hausflur in das entfernte große Laboratorium, wo er vor Mitternacht seinen alten Famulus allein zurückgelassen hatte. Hier stand Leonhard mit bleichem Gesichte und ab und zu ein kurzes, engbrüstiges Hüsteln ausstoßend, vor dem großen Glühherde und blickte auf seinen Schmelztiegel nieder.

— „Hier hast Du neue Ingredienzen zum Zusammenglühen mit der geheimen Erde" — redete ihn der eintretende Beireis an. — „Wie weit bist Du seitdem mit der Arbeit gekommen?"

Leonhard verfolgte die große Porcellanschale, die der Professor trug und auf den Tisch stellte, mit ernsten Blicken und zeigte auf eine blaue Masse, welche

über eine Steinplatte zum Abkühlen ausgeschüttet lag. — „Zweimal habe ich die befohlene Portion nach den vorgeschriebenen Verhältnissen geglüht, ich bin bei der dritten.“

Beireis ging zu den früher schon auf weißen Papierbogen angehäuften, schönblauen Massen, welche Leonhard in der frühen Abendstunde geglühet hatte, nahm eine Wagschale und wog die Quantität. — „Sechs und dreißig Unzen“ — sprach er laut — und im Stillen mußte er rechnen: — „Diese bringen Dir achtzehn Unzen reines Gold ein“ — denn seine Miene erheiterte sich, während er sinnend die Wagschale hielt und wohlgefällig betrachtete. Leonhard schielte mit einem mürrischen Gesichte seitwärts den Professor an, als dieser wog und das Gewicht laut bezeichnete — die kränkliche Miene des treuen Famulus schien wehmüthig zu werden, aber mit einem grollenden, halblauten Murmeln, sprach er, indem er die Blicke wieder in den Tiegel richtete: — „Es kommt kein Quentchen davon — was es einmal gebracht hat, das bleibt es.“ — Beireis schien mit seiner stillen Berechnung zu sehr beschäftigt gewesen zu sein, um diese Aeußerung seines Famulus zu beachten, er schüttete die blaue Masse auf das Papier wieder aus, sah flüchtig in den Tiegel, welchen der Famulus auf den Kohlen hatte, nahm sein

Wachslichtchen und sagte freundlich: — „Mache Deine Sachen gut, mein lieber Leonhard — bringe morgen früh Alles in meine Stube und wenn die Studenten kommen, dann muß keine Spur von Deiner Arbeit mehr zu sehen sein.“

— „Auf mich können Sie sich verlassen, wenn alle Menschen so treu sind wie ich, dann...“

Diese Antwort gab der Famulus mit einem so wichtigen Tone und Blicke, daß Beireis schnell einfiel: — „Das weiß ich, Leonhard — das werde ich Dir auch gedenken, Du sollst es bald leichter haben — Gute Nacht!“ — Damit entfernte er sich schnell, um sich wenige Stunden dem Schlafe hinzugeben. —

Leonhard war durch diese letzten Worte nicht im Mindesten erfreut, vielmehr murmelte er verdrießlich: — „ja, bald soll ich's leichter haben — ich verlange keinen Gehülfen!“ — Der Mißmuth des treuen, alten Famulus hatte aber seine stille Ursache, denn als er hier um Mitternacht im einsamen Laboratorium beschäftigt gewesen, war es ihm wiederum durch den Sinn gefahren, daß der Hofrath einen armen Studenten in seine chemischen Dienste nehmen wollte, was dem alten Famulus, der eine Ehre und die angenehme Befriedigung jahrelanger Gewohnheit darin fand, der einzige Vertraute des Professors zu sein, gewaltig

kränkte und beunruhigte. Er war neidisch darauf, daß ein Anderer hier im Laboratorium ein gewisses Recht miterhalten sollte, es grollte ihm, wenn er in dieser nächtigen Einsamkeit sich vorstellte, daß er leicht von einem Studenten, der Latein verstehe, übersehen oder gar überflüssig gemacht werden könnte und daher schrieb sich sein Unmuth, seine heimliche Empfindlichkeit, als Beireis die blaue Masse des producirten Geheim- und Goldstoffes so bedächtig nachwog.

Von vorn herein aber fühlte er sich feindlich gegen den armen Studenten Schmidt gesinnt.

Drittes Kapitel.

Eine Woche ist vergangen.

Auf dem Collegienplatz in Helmstedt war es um die elfte Vormittagsstunde sehr lebhaft, viele Studenten standen in mannichfaltigen Gruppen zusammen und die Eingänge des Platzes wurden von Bürgersleuten beiderlei Geschlechts belagert, welche auf ein ungewöhnliches Ereigniß harrten und mit Respect und Neugier zur Seite traten, wenn ein Professor in seiner ehrwürdigen Amtstracht nahete, um über den Collegienplatz in das große Gebäude des „Juleum" einzutreten.

Der Collegienplatz zu Helmstedt — gegenwärtig verödet und in seinen Räumen verfallen — bildet ein großes Viereck, dessen eine Seite von dem Juleum, dem Universitätsgebäude, aus dessen Mitte sich ein mit Gallerie versehener Thurm emporhebt, eingeschlossen wird und dessen andere Seiten von akademischen Nebengebäuden begrenzt sind. Steht man der Fronte des Juleum gegenüber, so befindet man sich zwischen zwei

Eingängen, mit alten Thürmen geziert, die mit dem Hauptthurme des Juleum harmoniren und dem akademischen Platze ein festes und würdiges Ansehen geben. In dem Thurme am Eingange links befand sich die Freitischglocke, deren gellender Ton um die Mittagsstunde die mit dem Stipendium begünstigten Studenten in dem Convict versammelte, welcher, dem Eingange linkerseits am Nächsten, mit seinen beiden rechtwinklichen Flügeln die Ecke dieses Theiles des Collegienplatzes bildete.

Die Studenten in ihren idealischen Trachten und Corpsfarben hatten sich auf dem Collegienplatze nach ihren Landsmannschaften aufgestellt und bildeten verschiedene Gruppen mit Fahnen, Schwertern, farbigen Bändern und Mützen. Wenig bemittelte, an ihrer unscheinbaren Kleidung und bescheidenen Zurückhaltung erkennbare Studenten, sogenannte — „Wilde" — weil sie zu keinem der bestehenden Corps gehörten, deren Mitgliedschaft kostspielig an Geld und Zeit war, standen in scheuer Entfernung von den in Koller und Kanonen einherstolzirenden Commilitonen vor der Thür des Convictorium, und unter ihnen bemerkte man auch Heinrich Schmidt in seiner verschossenen Sammetmütze und dem abgetragenen, violetten Manchesterrocke, aber sein angenehmes, blasses und ernstes Gesicht, mit den Zügen des Nachdenkens und dem stillen Schmerze heim-

licher Entbehrung, zeichnete sich vor Vielen aus und erweckte für das Auge des Menschenkenners ein anziehendes Interesse. Mit einer wehmüthigen Furcht, aber auch plötzlich wieder mit einem stolzen Muthe, der seinen blassen Wangen einen vorübergehenden Anflug von Röthe und Erhitzung gab, schauete er oft und unwillkürlich zu einem der Fenster im zweiten Stocke des Convictoriums empor, wo ein corpulenter, die stolze Wohlhabenheit in Miene und Haltung verrathender Mann lag, und über den Collegienplatz vergnügt herabblickte. Er gehörte zu denjenigen bevorzugten Einwohnern der Stadt, welche durch Bekanntschaft mit irgend einer akademischen Person aus dem Kreise der Lehrer, den Eintritt in den abgeschlossenen Raum des Collegienhofes und einen Platz an einem der Fenster erhalten hatten, um am heutigen Vormittage die Neugierde besser befriedigen zu können. Das ungewöhnliche Leben in den Räumen des Juleum galt nämlich dem feierlichen Empfange hoher Personen, welche sich zu einem Besuche der Universität auf heute angemeldet hatten. — Der Landesherr, der regierende Herzog von Braunschweig, Carl I. in Begleitung von seinem Sohne, dem Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, und dem regierenden Herzoge Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, hatte der

Helmstedter Universität einen Ehrenbesuch zugedacht, um zugleich dem Wunsche des wissenschaftliebenden Dessauer zu genügen, welcher, als Gast im Residenzschlosse zu Braunschweig, ein Verlangen geäußert hatte, die berühmten Lehrer der Julia Carolina kennen zu lernen und namentlich die weltberühmten Sammlungen des Hofraths Beireis zu sehen, von dessen Wissen und Treiben die seltsamsten Gerüchte auch an den Hof zu Dessau gekommen waren.

Es war am Tage zuvor durch einen Courier die Nachricht in Helmstedt eingetroffen, daß die höchsten Herrschaften am Morgen von Braunschweig abfahren und gegen Mittag in der Universitätsstadt eintreffen würden, und da der Herzog Carl, seines zunehmenden Alters wegen, dem Juleum lange nicht seinen Besuch geschenkt hatte, so wollte der akademische Senat diesesmal die Gegenwart des Landesherrn besonders festlich begehen. — Die Studenten hatten die Aufforderung zu einem „Aufzuge" in Corpsfarben mehr wie gern erfüllt, die Professoren wollten im akademischen Ornate den Fürsten im großen Promotionssaale des Juleum festlich empfangen und in einer lateinischen Rede des Prorectors, der zur Zeit Professor Henke war — und in einer deutschen Ansprache des Professors Bruns bewillkommnen. Deshalb versammelten sich die akade-

mischen Lehrer im großen Auditoriumssaale, während die Studenten unten auf dem Platze eine Ehrenwache bildeten, wo die Eingänge zum Collegienhofe, wie die Thür des Juleum selbst, mit Blumenguirlanden geschmückt waren.

Vor den Eingängen des Platzes drängte sich das Volk; — hier standen Bürger, Weiber, Kinder und Handwerksburschen. — Die letzteren fehlten in Helmstedt nie, wo sie irgendwo den Studenten nahe kommen und ihnen opponiren konnten. So hatte sich auch jetzt vor dem Eingange am Convict, wo der Thurm mit der Freitischglocke sich über dem Thore erhebt, eine Gruppe Gesellen eingefunden, welche sich neckisch auf den Hofraum drängten, mehreremale von den Studenten zurückgewiesen wurden und nun ihren Witz gegen die gewohnten Widersacher laut werden ließen.

— „He, Hamburger, hat Dir eben der dämelige Kerl dort einen Stoß mit seinem Rappier gegeben?“ — rief ein breitschulteriger Handwerksbursche, der in seiner fadenscheinigen Kleidung die akademische Tracht nachahmte und an den, in den Trödel gerathenen Anzug eines Studenten gekommen zu sein schien — „sollen wir mal anfangen?“

— „Laß jetzt gut sein, Dessauer, Dein Landesfürst kommt und da könnte Dein Alter zu Hause die

Hofarbeit einbüßen, wenn wir uns hier hervorthäten. Ich will den Kerl schon kriegen, wenn's auch erst Sonntag Abend ist."

— „Sieh mal den stämmigen Simson dort — was für Lärm macht der Raufbold mit seinen Sporen auf dem Steinpflaster."

— „Er sollte nur meinem Meister die Kanonenstiefeln bezahlen" — sagte ein Gesell, dessen schwarze Hände dem Vordermanne auf den Schultern lagen — „unseren Lehrburschen hat er die Treppe hinuntergeworfen — dafür haben wir Gesellen geschworen, ihn bei nächster Gelegenheit durchzuholzen."

— „Ja — und letzten Sonntag hat er unserer Drei aus dem Tanzsaale in der Harmonie geschmissen, uns Knoten geschimpft und meine Gustel auf die Brust gekniffen. Mir läuft die Galle in's Geblüte, wenn ich daran denke."

— „Hätte der Teufel den Simson nur nicht so handfest gemacht — pauken kann er, wie kein Anderer."

— „Ha! ha! der Eichsfelder denkt an die blaue Strieme, die er drei Wochen über der Nase hatte, und ihm der Simson in der letzten, großen Prügelei vor der Herberge gezogen hat, als die Studenten unser Wappenschild herunterreißen wollten."

— „Es waren zum Unglück unserer Freunde zu

wenig in der Nähe, aber es soll den „Aquademikern" nicht geschenkt sein — das schwöre ich."

— „Die Herberger wollen sich zusammen thun und die Studenten überfallen, wenn sie wieder Abends einen Aufzug machen oder eine Burschenfahrt nach dem Corneliusberge."

— „Zurück!" — erscholl in diesem Augenblicke eine gewaltige Stimme und ein bewaffneter Student schlug vor den Handwerksburschen mit der blanken Klinge sausend durch die Luft nieder.

— „Oho! Ha! Ha! Nur nicht so hitzig, altes Haus! — Seht'n mal an — hi! hi!" — dies waren die mit höhnischen Geberden begleiteten Reden, welche dem Studenten galten. Dieser sah die vordersten Gesellen herausfordernd an, worauf ein spöttisches Gelächter erscholl. — „Zurück! — sage ich — verdammte Kröten!" — rief der Student, dem sogleich noch mehre sich zugesellten.

Ein Gemurmel entstand in dem Gesellenhaufen. — „Wie viele sind unserer?" — fragte ein starkfaustiger Bursche, indem er hastig die langen Aermel über den schmieligen, braunrothen Händen aufkrempelte — „viere, fünfe — achte — wir sind zu wenig, notire den Kerl mit, Hamburger, er kommt zuweilen nach dem schwarzen Berge, da soll er's fühlen."

Die Gesellen verhielten sich ruhig und verloren für den Feiermorgen ihre gute Laune nicht. Aus diesen Redensarten konnte man aber erfahren, daß zwischen Akademikern und Handwerksburschen eine tiefwurzelnde Spannung und Feindschaft herrschte, die schon in kleineren Raufereien sich Luft gemacht hatte und früher oder später zu einem heftigeren Zusammenstoße führen mußte. Das ruhige Verhalten der Gesellen an dem Eingange des Collegienplatzes hatte zugleich noch den stillen Grund, daß sich in einiger Entfernung ein beobachtender Mann sehen ließ, auf den der eine Gesell mit verschmitzter Miene und verstohlener Bewegung der Hand hinwies, indem er flüsterte: — „da ist der Polizei-Hengst" — und die neckische Laune sich jetzt nur noch in spöttischen Witzen äußerte.

— „Da kommen ja Trompeter auf die Gallerie des großen Thurms" — sagte ein Gesell.

— „Das hat mir gestern Abend der Schwager von unserer Herbergsmutter, der die Posaune bei unserem Quartale bläst, erzählt, daß sie vom Thurme einen Choral und das Landesvaterlied blasen, wenn die allerdurchlauchtigsten Herrschaften einfahren."

— „Na, dann mögen sie nur nicht zu fest in die Trompeten stoßen und nicht gerade hierher auf das

Convict halten, sonst blasen sie den Freitischlern leicht alles Fett von der Suppe."

— „Da sollen sie schlimmer kochen, als auf unserer Krankenstube in der Verbrüderung."

— „Mit zehn Studenten vom Freitische nehme ich's allein auf, wenn ich nüchtern an der Hobelbank gestanden habe — solche Kerle kriegen nichts in die Knochen, was ansetzt."

— „Das sind wohl welche davon, die dort vor der Thür stehen?"

— „Aber Schwerenoth, der Dicke da oben, welcher eine Treppe hoch aus dem Fenster prustet, der ißt gewiß nicht mit im Convict oder er ist der Koch selber, der erst die Bouillon vom Fleische einnimmt, ehe die Studentensuppe daraus gemacht wird."

Diese Reden hatten die Gesellen absichtlich recht laut gesprochen, damit die nächsten Studiosen es hören sollten. Ihre Blicke waren jetzt lachend nach den Fenstern des Convicts gerichtet, wo die vornehmeren und bevorzugten Einwohner eingelassen waren und an den offenen Fenstern der Ankunft der Herzöge harrten.

— „Meinst Du den Dicken dort oben mit der Finne auf der rothen Nase?"

— „Ja — der das Unterkinn wischt, weil ihm das Fett zu heiß wird in der Mittagszeit."

— „Das ist ja der Christoph Schlosser vom Markte, der früher nur Kornhändler war und jetzt den Teufelsessig macht.“

— „Was? Teufelsessig? Der Mensch sieht aber gar nicht sauer aus.“

— „Die Leute sagen, daß er durch Beireis mit dem Satan gut Freund geworden sei, der ihm die Kunst gelehrt habe, aus allem Dreck den besten Essig zu machen.“

— „Den mag der Teufel aber auch allein saufen, den wird kein Mensch in der Stadt kaufen.“

— „Oho! Possen — Alles was gut ist, das kaufen die Leute, wenn sie ihren Profit dabei haben, einerlei, ob's der Teufel oder Herrgott fabricirt hat. Und dann mußt Du wissen, daß der Schlosser viele hundert Fässer jährlich in alle Welt versendet.“

— „Woher weißt Du denn das Alles, Magdeburger?“

— „Das will ich Dir sagen — meine Schwester, die auf dem Gute zu Hammersleben dient, hat'n Schatz, der Markthelfer bei Drobisch in Leipzig ist — und der hat's geschrieben.“

— „Sag' mal, Eichsfelder, wen grüßt Du denn da? Du hast doch keine Freundschaft mit den Academischen?“

— „Doch — mit dem da habe ich eine stille Freundschaft, der ist kein Student wie die anderen.“

— „Er ist gewiß einer vom Freitische — elend genug sieht er aus.“

— „Woher kennst Du denn den Menschen? Ist er Deinem Meister, der selbst nur einen Gesellen vom hungrigen Eichsfelde halten kann, die Schuhe schuldig geblieben?“

— „Nein, Krakeler — der Mensch heißt Schmidt, studirt auf den Doctor, der Schaden heilen kann und hat von meinem Meister eine kleine Stube gemiethet. — Er dauert mich aber.“

— „Wie meinst Du das? — Hast Du ihm Schläge zugedacht?“

— „Nein — den Menschen bedauere ich, denn er hat sich aus purer Verzweiflung dem Teufel ergeben.“

— „Oho!“

— „Doch — die Meisterin will ihn deshalb nicht im Hause behalten, aber sie mag es ihm aus Mitleid und Gottesfurcht nicht sagen.“

— „Deine Meisterin ist selbst eine alte Hexe.“

— „Im Gegentheil, sie ist eine fromme Frau, die zu meinem größten Aerger des Mittags bei Tische so lange betet, daß der Kartoffelbrei kalt wird. — Nun aber ängstigt sie sich um die Seele des Studenten.“

— „Was treibt der Mensch denn?“

— „Die Meisterin, die ihn zuweilen behorcht, weil unsere Rauchkammer dicht an seine Stubenthür stößt, sagt, daß er sich aus Verzweiflung auf's Goldmachen gelegt habe.“

— „Schwerenoth, wie macht er denn das? Das möchte ich auch thun.“

— „Dann mußt Du aber erst den Bösen citiren können; meine Meisterin sagt, sie wisse das aus ihrer Jugend, da wäre einmal ein Goldmacher am hellen Tage während der Kirche vom Teufel geholt, weil seine Zeit umgewesen.“

— „Aber zum Henker, Eichsfelder, wie fängt's der Student denn an, man müßt's ihm doch absehen können?“

Die Blicke der Gesellen waren neugierig und forschend auf den bezeichneten, blassen Studenten gerichtet.

— „Herausgekriegt hat er's aber noch nicht, wie Gold gemacht wird“ — sagte der Magdeburger — „der Mensch sieht noch zu traurig aus.“

— „Gestern hat meine Meisterin wieder gehorcht, weil er, wie er seit acht Tagen angefangen, des frühen Morgens und späten Abends Kohlen im Ofen anbläst und in einem eisernen Stieltopfe heimliche Dinge schmilzt. Alle zwei Tage muß ihm unser Lehrbursche frische Koh-

len kaufen und letzte Nacht hat der Wächter sogar Dampf aus unserem Schornsteine bei Mondlicht aufsteigen sehen. Gestern war die Meisterin auf ihre Rauchkammer geschlichen und hat deutlich gehört, wie er mit sich selbst gesprochen und geseufzt hat: — „Es muß gelingen, wenn Beireis mir die Wahrheit gesagt; — giebt es ein Mittel, Gold zu zeugen, so soll es heraus — ich will reich werden, ach! Gretchen, Deinetwegen ruhe ich nicht."

— „Darauf muß ich mir den Menschen einmal ordentlich ansehen" — murmelte der Magdeburger; — „er hat ein Gesicht, wie Einer, der Pein hat."

— „Ja — er hat auch zu der Meisterin gesagt, daß er einen Schmerz habe — den er nicht verrathen könne — und die Meisterin meint, das sei Höllenpein, weil er von Beireis an den Teufel gebracht wäre, denn Beireis ist mit dem „Herr sei bei uns" gut Freund, davon hat der Meister gestern schreckliche Geschichten erzählt. Er kann das Feuer besprechen, kann jederzeit Feuer aus der Wand greifen, den Tod vorhersagen, dreimal in der Minute die Farbe seines Rockes wechseln, aus Dreck Gold und aus faulen Aepfeln Essig machen. Das haben die Leute im Wirthshause erzählt."

— „Donnerwetter, das könnte mich flott machen" — rief der Handwerksbursche in dem vom Trödel er-

standenen Studentenanzuge, den die Anderen „Dessauer" genannt hatten. — „Deswegen hältst Du wol Freundschaft mit dem blassen Studenten, damit Du ihm was abguckst!"

Während dieser Unterredung hatten die Gesellen nicht bemerkt, daß ein Professor in Amtstracht sich große Mühe gab, den Eingang in den Collegienplatz zu erreichen; als er die unbeweglichen, in das Gespräch vertieften Gesellen vergebens zu Seite zu drängen versucht hatte, war er von mehren Studenten bemerkt worden, welche jetzt sehr unsanft mit den Rappierkörben Platz machten und dadurch die Gesellen zu neuen Hohnreden anreizten. — „Kommt" — rief der Dessauer — „wir wollen an den Eingang gegenüber gehen, da sind noch mehr von uns" — und mit rohem Lachen zogen die Gesellen davon. — Eine Anzahl rechtlich gekleideter Bürger hatte schon lange hinter den Gesellen am Thurme gestanden und den Reden jener Studentenfeinde mit stillem Ergötzen zugehört. Die Aeußerungen über den dicken Mann oben im Fenster des Convict, so wie über den Studenten Schmidt und Professor Beireis, waren auch einigen Bürgern zur Anregung geworden, ebenfalls die Personen zu betrachten und ein stilleres Gespräch darüber zu führen.

— „Der Christoph Schlosser soll wirklich jetzt viel

mit Beireis verkehren" — sagte ein ehrbarer, ruhiger Mann.

— „Das hat seine Richtigkeit" — versetzte ein Nebenstehender mit Lebhaftigkeit — „sein zunehmender Reichthum ist auch verdächtig."

— „Er hat am Kornhandel immer ein gut Stück Geld verdient und war von jeher ein schlauer Geschäftsmann."

— „Sagen Sie nur, ein Wucherer — sehen Sie ihn doch an, seine listigen Augen bei dem gutmüthigen Lächeln, seine behagliche Röthe und die Finne auf der Nase — hi! hi! die Finne hat schon viel Gerede gemacht."

— „Das kommt vom Wohlleben — ..."

— „Die Leute sagen, der Teufel habe sie ihm auf die Nase gesetzt, um ihn daran zu zeichnen. — Sie wissen doch, daß es überall heißt, er habe die böse Kunst gelernt, den besten und schärfsten Essig auf unerklärlich schnelle Weise zu fabriciren — dafür habe der Teufel seine Seele genommen und den Beireis, da er ihm den Dicken zugebracht, seine eigene Zeit verlängert."

— „Das sind Possen — aber es soll wahr sein, daß er am Essig ungeheuere Summen verdient. Fehse auf der Kornstraße ist ganz wild, da er nur seinen Bieressig zu machen versteht und die natürliche Zeit

dazu braucht, während Schlosser von Beireis des Geheimniß gelernt oder gekauft hat, die Gesetze der Natur aufzuheben und in der Schnelligkeit einen merkwürdig scharfen Essig zu fabriciren."

— „Der Beireis ist doch aller Teufelskünste voll, er versteht Alles, wovon die anderen Gelehrten sich nichts träumen lassen — er macht Gold — Farbe — Essig — ..."

In demselben Augenblicke wurde von der Thurmgallerie ein Zeichen mit der Trompete gegeben, eine Bewegung im Volke entstand, die beiden, mit einander redenden Männer wurden durch das beginnende Drängen getrennt, denn die Studenten besetzten den Thoreingang, da man so eben vom großen Thurme herab die fürstlichen Wagen auf der Chaussee nahe vor Helmstedt erspähet hatte.

Wir versetzen uns, zur Zeit der auf dem Collegienplatze und dessen Eingange belauschten Volksscenen, in die inneren Räume des Juleum, wo sich die Professoren versammelt hatten.

Der große, akademische Saal mit seinen hohen gothischen Pfeilern bot einen feierlichen Charakter dar. Vor den unter einen Säulenportale amphitheatralisch sich über einander erhebenden Kathedern, welche mit

Guirlanden geschmückt waren, standen die Lehrer der Hochschule in ihren mittelalterlichen Gewändern und dem Doctorbaret, und auf zwei symmetrisch aufgestellten Tischen, mit grünem Tuch behangen, lagen, über rothseidenen, mit Gold besetzten Kissen, die beiden akademischen Scepter. Das große Oelbild des Herzogs Julius, des Stifters der Universität, schmückte die Wand, von welcher auch die Bildnisse der ältesten Professoren auf die jüngere Gelehrtengeneration freundlich niederschaueten, während die von den mittleren Bogenstellungen des Gewölbes in den Saal herabhängenden Kronleuchter, gleich den Gemälden, mit frischen Eichenkränzen umschlungen waren. Auch hier an dem großen Eingange zum Auditorium hielten Studenten mit blanken Schwertern Ehrenwache und der Prorektor schritt bald ordnend, bald einsam über seine Rede nachsinnend, durch die festlichen Räume.

Als die Zeit des Harrens allmählig länger und immer noch nicht die nahe Ankunft des fürstlichen Besuches gemeldet wurde, fanden sich die Professoren zu Unterhaltungsgruppen zusammen, traten zwischen die Pfeiler und an die hohen Fenster, oder wandelten im Gespräche durch die Länge des Saales. — In der Nähe der Fenster bildete sich eine größere Gruppe, zu welcher sich auch der Prorektor Henke gesellte, indem

er unwillig sagte: — „Alle Collegen sind da — nur der Beireis fehlt noch!“

— „Der verläßt sich auf die Gnade Seiner Durchlaucht“ — meinte einer der Professoren.

— „Er thut nichts ohne Absicht, darauf können Sie sich verlassen, Herr College“ — sagte ein Anderer. — „Kommt er heute nicht, so bezweckt er etwas dabei, was ihm nützt und uns schadet. Am Ende ist er den hohen Herrschaften entgegen gefahren.“

— „Ich erkläre mir sein Ausbleiben ganz einfach“ — nahm Professor Bruns das Wort — „es ärgert ihn, daß unser Herr Prorektor ihn nicht aufgefordert hat, die zweite Anrede zu halten, er verlangt immer der Erste und Bevorzugte zu sein.“

— „Das habe ich absichtlich nicht gethan“ — sagte Henke — „denn ich mag seine Aufschneidereien und Lobrednerei auf sich selbst nicht hören.“

— „Warum soll er auch immer der Wortführer sein, um ihn dem Herzog bemerkbar zu machen und erst recht in der Gunst zu befestigen?“ — murmelte Einer.

— „Es ist sein einziges Streben, seine Collegen zu verdunkeln und sich in den Ruf des Wunderbaren zu bringen.“

— „Wobei ihm der Aberglaube des Volkes, wie seine Schlauheit und Erfindung zu Hülfe kommen.“

— „Ja — erfinden kann er, das heißt: lügen und renommiren.“

— „Seine berühmte Vielwisserei ist nur Schein, seine Geheimnisse der Naturwissenschaft halte ich für Betrug …“

— „Wenn er das leichtgläubige Volk damit täuschen und dem Vorurtheile ungelehrter Menschen damit imponiren will, so könnte uns das völlig gleichgültig sein und wir brauchten nur darüber zu lachen — aber daß er auch uns für bornirt genug hält, daß er glaubt unsere Bewunderung ertrotzen zu können, daß er uns schimpft und lächerlich zu machen sucht, weil wir seinen übernatürlichen Künsten und seiner indischen Weisheit weder Glauben noch Bewunderung zu zollen vermögen, das muß uns beleidigen und zur Feindschaft zwingen.“

— „Wie ich höre“ — versetzte Bartels lachend — „so titulirt er mich und den Collegen Remer öffentlich in seinen Collegien als „Schweineschwänze“ — und nennt alle andern Professoren „halbe und dreiviertel Köpfe“ — ha! ha! ich muß wahrhaftig darüber lachen.“

— „Er kann“ — setzte Remer hinzu — „nicht vergessen, daß ich den Studenten erklärt habe, nur ein Charlatan könne sich mit Goldmachen abgeben — und

Sie, lieber College, haben seinen ehrgeizigen Zorn erregt, weil Sie ihn im botanischen Garten in die Verlegenheit brachten, seine Unwissenheit in der Botanik zu verrathen."

— „Und weil ich ihm nachgewiesen habe, daß er von der portugiesischen und orientalischen Sprache, die er gründlich zu kennen vorgiebt und womit er vor den Studenten renommirt, auch nicht viel wisse, so hat er mich ebenfals in die Klasse der Schweineschwänze geworfen" — lachte Professor Bruns.

— „In der Botanik ist er wahrhaftig, trotzdem, daß er darin unterrichtet und in seinem eigenen Garten seltene Pflanzen zieht, nur höchst mittelmäßig vertraut" — sagte Bartels; — „er verrieth das vielfältig bei seinen Besuchen im botanischen Garten, wo er, wenn wir ihn auf die Probe stellen und die Rede auf diese oder jene weniger bekannte Pflanze und ihre Kräfte bringen wollten, jedesmal mit schlauer Geschicklichkeit das Gespräch abzubrechen und auf andere Gegenstände zu lenken wußte; auch haben die klügeren Zuhörer in seinen Vorlesungen über Pflanzenkunde und besonders auf den botanischen Wanderungen, die er alljährlich einmal in die blumenreichen Umgegenden anzustellen pflegt, die Unvollkommenheit seiner botanischen Kenntnisse längst abgemerkt."

— „Er besitzt eine famose Gabe, sich durch geschickte Worte aus der Verlegenheit zu ziehen und sollte er auch dreist und keck die erst beste erfundene Erklärung Einem geradezu mit ernsthaftester Miene in's Gesicht lügen."

— „Ich werde immer ganz angst und bange, wenn er halbjährlich seine Vorlesungen ankündigt" — sagte der Prorektor lächelnd. — „Da ließ er Ostern wieder anschlagen: Vorlesungen über Naturbeschreibung der Fossilien, Experimentalphysik, Kameralwissenschaft, metallurgische Chemie, gesammte Naturbeschreibung, über die Aphorismen des Hippokrates, Heilkunde, gerichtliche Medicin, Botanik, Pathologie, Geburtshülfe, Physiologie, Physik mit Anwendung auf die Landwirthschaft u. s. w. — aber von Allem kommt nicht die Hälfte zu Stande."

— „Nun — wenn alle diese Collegia zu Stande kämen" — lächelte Bartels — „dann würden Crell, Remer und ich ganz überflüssig sein."

— „Die Studenten laufen nur aus Neugierde und um sich an seinem Hocuspocus zu amüsiren, in sein Auditorium, nachher aber hören sie Chemie bei Crell und die medicinischen Fächer bei Remer, Bartels und Lichtenstein — und was die Botanik betrifft, so hilft der akademische Gärtner Elster aus" — sagte einer der

Professoren. — „Natürlich muß es die Studenten anlocken, wenn Beireis mit seinen Titeln hervortritt, die er ihnen sogar vom Katheder herab verkündigt, so daß die Zuhörer sie bald auswendig wissen — ha! ha! — herzoglich braunschweig-lüneburgischer Hofrath, erster Professor der Anatomie, Medicin, Chemie, Chirurgie, Pharmacie, Physik, Botanik und Naturgeschichte, Präsident des braunschweigischen Medicinalcollegiums, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften — wahrlich, der alte Paracelsus und Bombastus von Hohenheim kann nicht besser ausgerüstet gewesen sein."

— „Bei mir läuft er noch einmal an" — sagte Professor Sander mit deutlichem Ingrimm. — „Nicht umsonst soll er mich durch hämische Aufdeckung eines kleinen, verzeihlichen Irrthums in meinem, überall beifällig aufgenommenen Werke bitter gekränkt haben. Er kann ja selbst nicht einmal ein Buch schreiben und will Andere mit Verachtung bekritteln."

— „Darüber trösten Sie sich mit mir, lieber College" — sagte Bruns — „übrigens habe ich Sie schon gerächt, indem ich ihm neulich vor den Studenten einige portugiesische Ausdrücke corrigirte."

— „Er schreibt aus Klugheit nicht, denn das Gedruckte bleibt — und in seinen Reden, worin er seine Kraft hat, kann er immer leugnen, lügen, widerrufen

und ändern. Außer seiner Doctordissertation 1755, „de utilitate et necessitate historiae naturalis“ hat er nichts drucken lassen und trotz der silbernen Buchstaben auf himmelblauem Atlas, ist die Dissertation doch höchst unbedeutend.“

— „Er kann von Glück sagen — wahrlich — der alte Heister hat ihn wie seinen eigenen Sohn protegirt.“

— „Da muß mehr mitgewirkt haben, sonst wäre er nach Heister's Tode nicht so schnell in dessen sämmtliche Aemter und Würden eingesetzt. Die frühe Gunst des Herzogs ist und bleibt ein Räthsel und das umsomehr, da Beireis aus seiner Herkunft ein Geheimniß macht. Er hat seine Jugend in ein Mysterium eingekleidet, das er uns früher so oft vorgelogen hat, daß er jetzt selbst daran glaubt.“

— „Ich weiß noch, daß er als ärmlicher Mensch nach Helmstedt kam, sich ein Privatlaboratorium anlegte, damals schon chemische Geheimnisse zu besitzen vorgab und durch Heister und die seltsame Gunst des Herzogs zum außerordentlichen Professor der Physik gemacht wurde, ehe er Doctor geworden war.“

— „Er ist aus Mühlhausen gebürtig, wo sein Vater ein durch viele Streitigkeiten in dürftige Lage gekommener Bürgermeister war. Später hat er in Jena

studirt; — was er aber vorgiebt, in der zwischen Jena und Helmstedt liegenden Zeit Alles erlebt, gesehen und gethan zu haben, das halte ich für eine Lüge, denn in der kurzen Zeit kann er nicht die großen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien gemacht und in Paris studirt haben."

— „Er erzählt von den Oertlichkeiten und Abenteuern in Venedig, Rom, Neapel und Palermo so sicher, daß er selbst Leute, welche dort gewesen sind, in Zweifel läßt, ob er nicht Jahre lang in jenen Städten zugebracht habe."

— „Das hat er gelesen und ein gutes Gedächtniß nebst erfinderischer Phantasie besitzt er — dagegen aber hat er kein Geld zu solchen Reisen gehabt."

— „Kann der Herzog ihn nicht auf Reisen geschickt haben? — Er muß seinem fürstlichen Gönner schon vor seiner Ankunft in Helmstedt bekannt gewesen sein."

Ein bisher in einer entfernten, anderen Professorengruppe gestandener College war während der letzten Worte der Unterhaltung herangetreten und fragte lächelnd: — „Sie reden gewiß von Beireis?"

— „Ah — unser College Lorenz von Crell" — rief Remer — „nun, da dürfen wir wohl nichts Schlimmes von Ihrem Freunde sagen — aber Sie müssen doch wissen, ob er die großen Reisen wirklich

gemacht hat, oder ob sie mit in das Reich seiner Wunder gehören?"

Der Professor und Oberbergrath von Crell, selbst ein berühmter Lehrer der Chemie, sah mit gutmüthiger List seinen Collegen an und zuckte die Achseln. — „Das ist mir selbst ein Geheimniß" — sagte er — „aber das stört mich nicht, dennoch Vergnügen an seinen Erzählungen zu finden."

— „Aber da Sie mit ihm umgehen, so müssen Sie doch sein Vertrauter sein."

— „Ich würde nicht sein Freund geblieben sein, wenn ich auf Ergründung seiner Geheimnisse ausginge — ich nehme ihn, wie er sich giebt, denn er ist ein interessanter Mensch und wenn man seine Schwäche des Ehrgeizes und der Sucht, bewundert zu werden, unberücksichtigt läßt, so erkennt man hinter der Eitelkeit auch sein gutes, menschenfreundliches Herz und hinter der Charlatanerie seine vielseitigen, gediegenen Kenntnisse."

In den Gesichtern der Collegen zeigten sich Zweifel und Spott und es entstand ein ironisches Geflüster. — Crell, ein durchaus offener, natürlicher Charakter, dessen gründliches Wissen und bekannte Biederkeit ihm Achtung und Freundschaft aller Collegen erworben hatten, sah die Miene des belächelnden Spottes im Antlitze der

flüsternden Professoren mit scharfem, ernstem Blicke an und schien die ehrenhafte Pflicht zu fühlen, den angefeindeten und belächelten Freund zu vertheidigen.

— „Ich weiß, liebe Collegen, daß ich ziemlich der Einzige in unserem akademischen Kreise bin, welcher mit Beireis verkehrt, aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß derselbe Ihre Empfindlichkeit nicht in dem Maaße verdient, wie es wirklich der Fall ist."

— „Fordert er nicht durch feindselige und höhnische Angriffe unsere Opposition muthwillig heraus?" — fiel Professor Sander ein.

— „Nimmt er doch an unseren collegialischen Versammlungen niemals Antheil — ruft er nicht durch seine unwürdige Charlatanerie unsere Wissenschaftsehre, durch seine Schimpfreden unsere persönliche Nothwehr und durch seine Zurückgezogenheit unsere Gleichgültigkeit gegen ihn in die Schranken?"

— „Hand auf's Herz — liebe Collegen" — versetzte Crell mit dem ihm eigenen Freimuthe — „ist er allein Schuld daran? — Haben Sie die zwischen Ihnen und Beireis eingetretene Spaltung nicht selbst mit hervorgerufen, indem Sie ihn mit Hohnlächeln betrachteten, wenn er in Ihre Kreise eintrat, indem Sie ihn mit offenbarer Mißgunst behandelten, wenn er an Ehre und Bewunderung und Vermögen zunahm? —

Haben Sie nicht seine guten Eigenschaften mit seinen Schwächen in Bausch und Bogen zusammengeworfen, seine wirklichen, gediegenen Kenntnisse und Verdienste über seinen Charlatanerieen unbeachtet gelassen und hat es nicht zu seinen Ohren kommen müssen, daß Sie ihn belächeln und scharf beurtheilen? — Sehen Sie, liebwerthe Collegen, das verträgt ein so lebhafter und ehrgeiziger Mann wie Beireis nicht und da er selbst keine Bücher und Recensionen schreibt, so hat er keine andere Gelegenheit, sich zu rächen und gegen Ihre Angriffe Vergeltung zu üben, als in seinen Vorlesungen, wo er sich dann öfters gegen Sie ausschüttet."

Die so angeredeten Professoren waren eine Weile still, dann murmelte der Eine oder Andere und endlich fragte Henke: — „Finden Sie das denn in der Ordnung, gegen Studenten seine Collegen herabzusetzen?"

— „Nun — was thut er denn im eigentlichen Grunde?" — erwiderte Crell mit gutmüthiger Milde — „er redet nicht das Mindeste gegen seine Collegen als Menschen, sondern mäkelt nur den Gelehrten in den kleinen Schwächen und Lücken, die sein Scharfsinn schnell auffindet, und was er da spricht, das ist wahrhaftig mehr possirlich als beleidigend. Machen Sie es wie ich und unser würdiger Abt Pott, wir sind immer seine Freunde geblieben, weil wir anspruchslos seine wahren Kenntnisse und Verdienste nicht verkennen und

seine ehrgeizigen Schwächen betrachten, ohne insgeheim darüber zu spotten.“

— „Ist es aber nicht eines Professors unwürdig, als Arzt und Physiker den Wundermann zu spielen, den Aberglauben zu fördern und sich mit Habsucht Reichthümer zu verschaffen durch Betrug?“ — fragte Sander gereizt.

— „Das ist eine harte Beschuldigung — er ist kein Betrüger“ — versetzte Crell nachdrucksvoll; — „er belacht den Aberglauben im Stillen, aber läßt es sich gefallen, von ihm bewundert zu werden — er ist nicht geldgierig, denn die großen Summen, welche er, freilich auf eine der Welt unverständliche Weise einnimmt, verwendet er fast verschwenderisch an seine großartigen Sammlungen, er giebt ungesehen manchem armen Studenten und mancher nothdürftigen Familie Geld und unterstützt ganz im Stillen auswärtige, nothleidende Anverwandte.“

— „Ein Physiker sollte sich schämen, die Volksmeinung, als sei er ein Faust oder Apollonius, der seine geheimen Naturkenntnisse durch Hülfe des Teufels erworben habe, noch zu begünstigen, wie er thut“ — sagte Remer.

Lorenz von Crell lächelte und sahe den Collegen und darauf den Prorector Henke heiter an. — „Unser

hochwürdiger Freund Henke leugnet den Teufel aus moralisch-rationellen Gründen seines theologischen Bewußtseins" — sprach er — „auch Sie, meine naturwissenschaftlichen Collegen, haben durch die Kenntnisse von den Gesetzen der physischen Kräfte den vermeintlichen Teufel, der die Willkür der Natur beherrschen sollte, zu Schanden gemacht — aber...." — hier sahe sich Crell schalkhaft nach einer entfernt stehenden Gruppe anderer Universitätslehrer um, zeigte dann über die Schulter weg mit dem Daumen dorthin und fuhr fort: — „aber dort stehen auch noch Theologen und Juristen, welche die Macht des Teufels glauben und auch ihr Auditorium finden — kann Beireis deshalb getadelt werden, daß er den Aberglauben von Collegen, die ihm feindlich gesinnt sind, sich zu Nutzen kommen läßt, zumal in einer Zeit, wo das Volk noch mit Wohlgefallen am Aberglauben hängt?"

Die umstehenden Professoren wußten augenblicklich nichts darauf zu antworten, ohne aber, wie ihre Mienen verriethen, wenig günstigere Gefühle für Beireis zu gewinnen, da sich die Meisten selbst verschwiegen, daß ihre Opposition gegen ihn von Neid, Mißgunst und großer Empfindlichkeit geleitet werde.

Endlich trat Remer hervor und sprach: — „Eins ann ich bei Ihrer dauernden Freundschaft zu Beireis

nicht erklären, mein lieber Crell — Sie sind selbst ein anerkannter Chemiker und Geologe — wie benehmen Sie sich dabei, wenn Beireis mit wichtigstem Ernste behauptet, daß er Gold zu produciren verstehe?"

Crell lächelte. —

— „Oder" — fuhr Remer schnell fort — „sind Sie vielleicht eingeweiht in diese Augenverblendung?"

— „Nein, das bin ich nicht, ich lasse ihn gewähren und er vermeidet auch, mit mir darüber zu sprechen. — Uebrigens ist es eine Thatsache, daß Beireis auf chemischem Wege zu seinem Reichthum gelangt."

— „Als Chemiker" — erwiderte Remer — „würde ich nicht ein vertrauter Freund eines anderen Chemikers sein können, der meine eigene Wissenschaft belöge und mich für fähig hielte, das Unmögliche zu glauben."

— „Ich merke" — sagte Crell, ohne seine gutmüthige Laune zu verlieren — „daß Sie, mein werther College, noch immer keine Ahnung davon haben, daß Beireis wirklich Goldeswerth zu produciren versteht. Ich bin davon überzeugt, daß er in der Chemie, worin er schon als Jüngling viel und vorzugsweise gearbeitet hat, zu besonderen Kenntnissen, Resultaten und praktischen Anwendungen gelangt ist, die uns anderen Chemikern zur Zeit noch völlig fremd sind — ich weiß, daß er auf chemischem Wege Stoffe bereitet,

die bedeutenden Werth haben müssen; — worin diese Stoffe bestehen, das weiß ich nicht und als sein Freund bin ich ehrlich genug, ihm das Geheimniß nicht listig rauben zu wollen."

Remer schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe und sprach: — „Seine starken Auditorien, wo er aus weitester Ferne die Leute anlockt durch seine vorgeblichen Künste und sie mit der Enthüllung derselben gegen einstweiliges Collegbonorar vertröstet, ferner seine bedeutende ärztliche Praxis in Stadt und Land — und auch wohl ein muthmaßlicher, stiller Farbenhandel — das mag ihm das Gold einbringen."

— „Sie müssen eingestehen, liebe Collegen" — lachte Crell — „daß Ihnen selbst Beireis ein Räthsel ist, und Sie wollen ihn deshalb tadeln, daß er sich vom Volke bewundern läßt, dem er doch ein doppeltes Räthsel sein muß."

— „Nein" — fiel Professor Bartels ein — „mir ist es ganz offenkundig, daß er Farben bereitet und auswärts verkauft — ein Bekannter in Holland, der seinen Sohn hier Theologie studiren lassen will, theilte mir mit, daß Beireis eine große Menge Ultramarin bereite und nach Amsterdam verkaufe — man wäre verwundert darüber, woher er den seltenen, kostbaren La-

surstein nehme, der doch seiner Seltenheit wegen den Werth und Preis des Goldes hat.“

— „Davon kann er sich keine Schätze erwerben“ — meinte Remer — „da Ultramarin aus pulverisirtem Lasursteine besteht, so wäre die Ausgabe dafür zu hoch, um viel daran zu verdienen — außerdem macht es die Seltenheit des Lasursteines in der Natur durchaus unwahrscheinlich, ja platterdings unmöglich, große Quantitäten Ultramarin zu bereiten.“

— „Man spricht davon, daß Beireis einen neuen Essig zu fabriciren entdeckt und das Geheimniß dem Kornhändler Schlosser am Markte mitgetheilt habe“ — sprach ein anderer Professor.

— „Er muß überhaupt ein neues chemisches Gesetz entdeckt haben; denn die Studenten erzählten davon, daß er im Auditorium plötzlich und aus verschiedenen Stoffen sogleich Essig hergestellt habe, ohne das Zeitgesetz der sauern Gährung zu erfüllen.“

— „Sie räumen also doch selbst ein, daß er gründliche Kenntnisse hat?“ — sagte Crell ernstlich.

— „Aber warum theilt er sie der Welt nicht mit? Warum fördert er die Wissenschaft nicht dadurch, sondern behält Alles als Geheimniß, um Charlatanerie damit zu treiben?“

In diesem Augenblicke erscholl von der Gallerie des

Thurmes herab das Trompetensignal, welches die nahe Ankunft der fürstlichen Herrschaften verkündigte. Der Prorector verließ schnell die Gruppe, wo er ein aufmerksamer Zuhörer der Unterredung über Beireis gewesen war, und die übrigen Professoren suchten ihre Plätze, um in festlicher Ordnung den Landesherrn zu empfangen.

Es verstrich etwa eine Viertelstunde, als eine große Unruhe auf dem Collegienplatze entstand; — von der Porta coeli, der auf dem Markte stehenden Universitätskirche her, hörte man das eben begonnene Geläut, das Volk rief ein Hurrah und die Trompeter auf der Thurmgallerie bliesen schmetternd einen Choral. — Jetzt hörte man das rasselnde Einfahren der Equipagen auf den Collegienplatz, ein Student meldete dem Prorector die Ankunft des Fürsten. Sogleich verfügte sich der Professor Henke, von den Decanen der Facultäten begleitet, aus dem großen Promotionssaale auf die Treppe, um den Herzog zu empfangen, welcher, von dem Herzog von Dessau, dem braunschweigischen Erbprinzen, einigen Hofmännern und dem Bürgermeister Fein nebst den Magistratsmitgliedern umgeben, eben in das Juleum eintrat, und die Ehren und Huldigungen freundlich entgegennahm. — Beim Eintritte in das große Auditorium begrüßte er die versammelten Professoren mit

leutseliger Güte, wies freundlich dankend die ihm auf rothen Kissen dargereichten akademischen Scepter zurück, faßte den weit jüngeren Herzog von Dessau an die Hand und führte ihn zunächst vor das große Bild des Herzogs Julius. — „Hier sehen Eure Liebden meinen würdigen Vorfahren, der diese Hochschule 1576 stiftete“ — sprach er unter gerührtem Anschauen des Gemäldes — „er war ein großes Werkzeug der protestantischen Kirche und zugleich ein gelehrter Herr — er liebte die Bücher und trieb mit Eifer die Scheidekunst.“

Der Herzog von Anhalt-Dessau war ein etwa sechs und dreißig Jahr alter, schöner Mann von großem, wohlgefälligem Wuchse und in seiner ganzen Erscheinung lagen Anstand und Geschmack. Obgleich sein Gesicht den Charakter der Sanftmuth trug, so war er doch in seinen Bewegungen rasch und lebhaft, in seiner Sprache schnell, kurz und polternd und er schien ungeduldig zu werden, wenn man seine hastig und stoßweise hingeworfenen Worte nicht sogleich verstanden hatte. Seine lebendigen Blicke waren von dem Bilde sehr bald über die Versammlung der Professoren und von da über die anderen Bilder des Saales geeilt und rasch fragte er: — „Wer sind diese? Wol Professoren, nicht wahr, Liebwerthester?“

Der alte Herzog von Braunschweig wendete sich zu

dem nahe stehenden Prorector und sprach: — „Erkläre Er Seiner Durchlaucht diese Portraits“ — und zum Dessauer Fürsten gekehrt, zeigte er auf den Proréktor und setzte hinzu: — „Das ist Unser Henke, der Theologe.“

— „Sie haben einen guten Ruf“ — erwiderte der Dessauer freundlich — „wer ist jener?“ — Mit dieser Frage lenkte er schnell die Aufmerksamkeit auf die Bilder.

— „Neben dem Portrait des hochseligen Herzogs Julius“ — explicirte Henke — „hängen, außer dem Chrysostomus aus dem sechsten Jahrhundert, die Bilder der Lehrer, welche der durchlauchtigste Stifter dieser Universität zuerst hierher berief — hier: Tilemann Hesshusius, dort: Jacob Andreä — da: Peter Ulnar, daneben: David Chyträus, gegenüber: Johannes Caselius, dort: Martin Chemnitz, durch den Herzog Julius das „Corpus doctrinae Julium“ abfassen ließ.“

Die Blicke des Herzogs von Dessau waren bereits von den Gemälden auf die Säulen und Architektur des Saales übergesprungen, die seine besondere Aufmerksamkeit fesselten, da die Baukunst seine fast leidenschaftliche Lieblingsneigung war. — Der leutselige Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand, welcher sich unterdessen mit dem

Professor Lichtenstein unterhalten hatte, trat jetzt an seinen Vater, den Herzog Carl heran und flüsterte ihm einige Worte zu, deren Inhalt man errathen konnte, da der Herzog den Dessauer Gast einlud, mit ihm auf den Sesseln vor den bekränzten Kathedern Platz zu nehmen. — Man sah es dem Prorector an, daß er dadurch aus einer stillen Verlegenheit gebracht wurde, denn die Ablenkung der hohen Personen von den Empfangsfeierlichkeiten auf die alten Bilder hatte ihn noch nicht zu seiner lateinischen Anrede gelangen lassen. Er bestieg deshalb sogleich den Katheder und begann seine Bewillkommunngsrede. — Nach einer Viertelstunde war sie beendet, als jetzt Professor Bruns einen unteren Katheder einnahm, um seine kurze wissenschaftliche Rede zur Ehre der hohen Anwesenden zu halten.

— „Ist das Beireis?" — fragte der Dessauer den Herzog Carl.

— „Nein — ich begreife nicht, warum er nicht redet" — war die Antwort, welche dem Ohre einiger Professoren in der Nähe nicht entgangen war und in ihre Miene den Zug des spöttischen Neides führte.

Professor Bruns hatte ein Thema gewählt, welches den Herzog Carl schnell fesselte — er gab nämlich eine kurze Geschichte der Universität, erklärte, wie Herzog

Julius das Anno 1574 gestiftete Pädagogium zu Gandersheim, nach dem Plane seines Canzlers Joachim Mynsinger von Frundeck, zwei Jahre später nach Helmstedt verlegt und zur Universität umgeschaffen habe, eigentlich zu dem anfänglichen Zwecke, die reine, evangelische Lehre aufrecht zu erhalten, weshalb er namentlich die Theologen Kirchner, Hesshusius, Satler und Hofmann, die rüstigen Streiter der protestantischen Kirche, berufen habe, denen in der Zeit der gewaltige Kämpfer für vernünftige Denkfreiheit und gegen geistliche und weltliche Despotie, Hermann Conring und die Forscher in der heiligen Schrift, Schindler, Saubert, Hermann von der Hardt, Calixtus, und Andere auf dem Helmstedt'schen Lehrstuhle gefolgt seien; — er wies darauf hin, wie der Sohn des Herzogs Julius — Heinrich Julius, bei der Einweihung der Universität am 15. October 1576, in seinem zwölften Lebensjahre zum beständigen Rector ernannt worden und mit seiner ersten lateinischen Rede hier aufgetreten sei, wie er namentlich die juristische Facultät begünstigt und aus Liebe zur Anatomie das anatomische Theater gestiftet und die berühmten, anatomischen Gemälde von Christoph Gertner bewirkt habe — wie wiederum sein Sohn und Regierungsnachfolger, Friedrich Ulrich, ein großer Geschichtsken-

ner, die Universität Helmstedt reicher fundirt und sie mit seiner Privatbibliothek beschenkt, — wie endlich mit dem Herzoge August dem Jüngern eine andere Linie der Regentenfamilie, die bis auf die Gegenwart in allen ihren Gliedern eine hohe Geistesbildung bewährte, begonnen und die Universität mit vielen berühmten Lehrern und gelehrten Schätzen bereichert habe. — So deutete der Redner darauf hin, daß Heinrich der Jüngere ein intimer Freund von Calixtus und Conring gewesen sei, daß sein Sohn, der nachsinnende, mit Schottelius und Leibnitz umgehende Herzog Rudolph August die Universität mit neuen Bücherschätzen bedacht, die auf eigene Kosten erbaute Collegienkirche der Hochschule geschenkt und in seinem Bruder Anton Ulrich einen Nachfolger erhalten habe, welcher schon in seinem siebenzehnten Jahre die Würde eines Procanzlers der Universität zu bekleiden und eine theologische Doctorpromotion zu leiten fähig gewesen sei. So ging der Redner auch die Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Universität durch, welche die Nachfolger Anton Ulrichs sich erworben hatten und kam endlich auf den anwesenden Herzog Carl zu sprechen, der gleichsam ein zweiter Schöpfer dieser Hochschule durch Hergabe größerer Mittel, Stiftung der „deutschen Gesellschaft“ und Berufung neuer Lehrer geworden sei

und dem zu Ehren die Universität sich auch mit seinem Namen geziert und „Julia-Carolina" getauft habe.

Der Herzog von Anhalt-Dessau drückte während dieser Andeutungen des Redners dem Herzoge Carl freundlich die Hand, welcher mit Wohlgefallen nickte und der Anstand zwang ohnehin den unruhigen, lebhaften Dessauer, dieser Rede seine größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Professor Bruns hatte geschlossen, der Herzog Carl winkte den Prorector heran und befahl die Vorstellung der akademischen Lehrer.

— „Wo ist Beireis?" — fragte der Dessauer laut und schien zu erwarten, daß der Gesuchte sogleich vortreten würde. Als es aber nicht geschah, widerholte der Landesherr dieselbe Frage und sah ernst in die Versammlung.

— „Durchlaucht" — antwortete der Prorector — „trotz geschehener Aufforderung ist der Hofrath Beireis nicht erschienen, um Eurer Durchlaucht aufzuwarten."

Der Herzog sah flüchtig den Dessauer an, dann verfinsterte sich seine Miene und er fragte: — „Er ist doch nicht krank?"

Während Henke verneinte, entstand eine stille Schadenfreude in den Gesichtern und Geberden der Professoren und der besonders ingrimmige Sander flüsterte

seinem Nachbar in's Ohr: — „Jetzt wird der Charlatan und übermüthige Adept übel anlaufen; das gönne ich ihm."

In demselben Augenblicke wurde eine unruhige Bewegung bemerklich — die Augen vieler Professoren waren auf die Thür des Saales gerichtet, mancher Mund lächelte spöttisch und schadenfroh, denn so eben war Beireis im Eingange des Saales sichtbar geworden und seine Feinde weideten sich an der gewissen Aussicht, daß er jetzt vom Herzoge selbst eine derbe Zurechtweisung erhalten werde. — Professor Lorenz von Crell eilte auf ihn zu, sah ihn bedenklich und verwundert an und sagte: — „Mein Gott, Beireis, was machen Sie? Sie kommen so spät und ohne feierliche Amtstracht?" — Und in der That war Beireis in seiner gewöhnlichen Tracht erschienen, nur hatte er den müllerblauen Rock und die gleichfarbige, langschößige Weste mit schwarzer Kleidung von demselben Zuschnitte vertauscht. — Ehe Crell eine Antwort auf seine Frage des Erstaunens erhielt, trat plötzlich der Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand hinzu, faßte Beireis lächelnd bei der Hand, sah heiter seine Erscheinung vom Kopfe bis zu den Füßen an und sprach: — „Er hat es wol auf eine Verwandlung abgesehen? — Nun folge Er mir." — Mit diesen gnädigen Worten führte

er den Hofrath, dessen Augen mit listiger Lebhaftigkeit blitzten, den beiden Herzögen entgegen, die ihn groß ansahen. — „Hier ist der neue Doktor Faust“ — sagte er zum Herzoge von Anhalt-Dessau — „der Wundermann Beireis!“

Während in der Miene des Herzogs Carl ein deutliches Erstaunen hervortrat, als er Beireis nicht in der akademischen Festkleidung erblickte, betrachtete ihn der Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau mit neugieriger Aufmerksamkeit und seine Miene schien Wohlgefallen zu verrathen. — „Warum kommt er so spät und in dieser Weise?“ — fragte Herzog Carl mit einem Ernste, welcher durch den prüfenden Blick noch erhöht wurde und mit der freundlichen Neugier des Dessauers auffallend contrastirte.

Beireis blickte den Landesherrn mit unerschrockener Sicherheit an und sprach: — „Eure Durchlaucht werden meine Entschuldigung zu Gnaden aufnehmen, das weiß ich, da sie an den Protektor der Wissenschaft und an ein edles Fürstenherz appellirt — ich komme zu spät, weil ich der Wissenschaft und der Menschenpflicht unaufschiebliche Dienste zu leisten hatte.“

— „Wie meint Er das?“ fragte der Herzog Carl schon weit milder und gnädiger.

— „Ich war in meinem Laboratorium einer großen

Naturentdeckung auf der Spur, welcher ich bereits mehre Tage und Nächte geopfert habe und die verloren gewesen sein würde, wenn ich früher, als es geschehen ist, den chemischen Ofen verlassen hätte — dann aber wurde ich zu einem Schwerkranken gerufen, dem ich durch rechtzeitige Hülfe das Leben gerettet habe."

— „Dann entschuldige ich Ihn gern, aber Er wird nun seine Zeit so eingerichtet haben, daß er uns Seine Merkwürdigkeiten zeigen kann, denn Seinetwegen sind wir eigentlich heute nach Helmstedt gekommen." — Und zum Dessauer gekehrt, während Beireis eine devote, dienstfertige Reverenz machte, fuhr er fort: — „Eure Liebden sehen hier den seltsamen Mann, von dem ich gestern bei Tafel die Wundergeschichten erzählte, welche Eurer Liebden Neugier geweckt haben."

— „Auch in Dessau habe ich viel Merkwürdiges von Ihm, mein lieber Hofrath, erzählen hören und ich bin gekommen, um mich selbst davon zu überzeugen" — setzte der Herzog Leopold Friedrich Franz hinzu; — „Ich hege eine große Neugierde, Seine weltberühmten Sammlungen zu sehen und eine Probe Seiner geheimen Künste zu erfahren."

Diese Aeußerungen übten auf die anwesenden, feindlich gegen Beireis gesinnten Collegen eine Wirkung aus, welche sich in ihren Mienen und ihren Geflüster

nicht verleugnete; die anfängliche Schadenfreude über die gehoffte Ungnade war plötzlich der Verwunderung und Mißgunst gewichen, als der Herzog geradeaus erklärt hatte, daß Beireis ihn diesesmal vorzugsweise nach Helmstedt geführt habe. Der beneidete Mann genoß hier abermals eine Ehre und Auszeichnung, welche ihm Diejenigen am wenigsten gönnten, welche sich bisher von seinen wirklichen Verdiensten nicht hatten überzeugen wollen.

— „Er macht auch Gold?" — fragte der Herzog von Dessau. — Beireis verneigte sich schlau lächelnd, während die Professoren spöttisch flüsterten.

— „Er ist auch ein berühmter Botaniker und Sachverständiger in Anlage von geschmackvollen Gärten" — fuhr der Herzog fort — „da könnte Er mir guten Rath und neue Ideen für meine Gartenanlagen in Wörlitz zukommen lassen."

Beireis verbeugte sich dienstwillig — und Professor Bartels lächelte spöttisch.

— „Er versteht auch seltsame Ueberraschungen mit Seiner geheimen Kenntniß von der Natur der Farben darzubieten" — redete der Dessauer mit steigendem Interesse an dem Manne, von welchem die fabelhaftesten Gerüchte in Nähe und Ferne umliefen. — „Ich lade Ihn hiermit ein, mich in Dessau zu besuchen und er

wird für eine besondere Unterhaltung bei Hofe meine beste Gastfreundschaft gewärtigen können."

— „Ich rühme mich, Durchlaucht, Alles zu können, was ein Mensch zu wissen vermag" — antwortete Beireis stolz, indem sein angeregter Ehrgeiz die hohe Meinung von sich selbst begünstigte und seine Blicke spöttisch über die flüsternden Collegen flogen.

— „Versteht er auch die Jagd?" — fragte der Dessauer.

— „Zu Befehl" — antwortete Beireis — „ich schieße, jage, fechte, tanze und reite mit jedem Cavalier um die Wette."

Diese Antwort steigerte das Wohlgefallen des jungen Herzogs an Beireis noch höher, da er selbst ein großer Liebhaber der Jagd und aller gymnastischen Künste war.

— „Gut das" — sagte er freundlich — „am Hubertustage, den ich weidmännisch feiere, ist Er mein Gast, aber da Er Teufelskünste treibt, so bringe Er nur keine Freikugeln mit."

Beireis lächelte pfiffig.

— „Er hat große Reisen gemacht, wie ich höre — auch ich bin weit umher gewesen und habe bei den Kunstwerken Italiens das Verlangen geschöpft, auch in

Dessau ein deutsches Athen zu gründen, wozu Er mir ebenfalls rathen kann. Er kennt auch Gemälde?"

— „Wenn Eure Durchlaucht später meinem Hause die Ehre geben werden und meine Sammlungen in Augenschein nehmen, dann können die seltenen Bilder, welche ich besitze, Zeugniß meiner Sachkenntniß abgeben."

Da Beireis auch in diesem Punkte der Kunst mit dem Herzoge übereinstimmte, so war er schnell in die höchste Gunst desselben gekommen, denn der Dessauer war ein Mann, welcher viel Geschmack an Wissenschaft und Kunst fand, auf frühen Reisen durch Europa den Sinn für Schönheit und Seltenheit genährt hatte und nun mit einer gewissen eleganten Verschwendung Gelehrte und Künstler nach Dessau zog, kostbare Werke ankaufte und die Hände der Maler, Bildhauer und Architekten vielfach beschäftigte, um in einer deutlichen Rivalität es dem benachbarten Weimar zuvorzuthun.

Während er sich mit Beireis besonders unterhielt, hatte der Herzog von Braunschweig verschiedene andere Lehrer angeredet und sich nach den Zuständen der Universität erkundigt. Als er jetzt zu dem Dessauer Fürsten zurückkehrte und dessen Wohlgefallen an Beireis bemerkte, sprach er mit froher Laune: — „Nun? haben Eure Liebden erfahren, wie der Beireis die Verwandlungen hervorbringt? Wenn ich daran denke, macht

es mir heute noch Spaß, wie der Bischof von Hildesheim, der gerade in Braunschweig die Kirche zum heiligen Nicolaus inspicirte, und bei Tafel auf dem Schlosse neben Beireis gesetzt wurde, mit Furcht und Schrecken wegrückte, als des Professors schwarzer Rock sich binnen einer halben Stunde in Scharlachroth verwandelte — hi! hi! — und wie er dem hochwürdigen, katholischen Herrn den Weißwein schnell zu Essig machte."

— „Hört Er wol, mein Lieber" — fuhr er dann gegen den still lächelnden Beireis fort — „daß Er uns ja nachher ein Curiosum auftischt, damit Er meiner Empfehlung auch Ehre macht."

— „Wann befehlen Eure Durchlauchten, meine Sammlungen in Augenschein zu nehmen?" — fragte Beireis schnell.

— „Wir wollen um fünf Uhr wieder zur Tafel in unserem Schlosse zu Braunschweig sein — ist es Eurer Liebden gefällig, die Sammlungen sogleich anzusehen?"

Der Dessauer bejahte diese Frage des Herzogs Carl mit Bereitwilligkeit.

— „Dann bitte ich um Erlaubniß, mich jetzt entfernen zu dürfen, um mein Haus auf die Ehre des hohen Besuches vorzubereiten" — sagte Beireis. — Der Herzog entließ ihn gnädig und als in diesem Au-

genblicke die Trompeter auf der Thurmgallerie das Landesherrnlied bliesen und die im Collegienhofe versammelten Studenten in ein lautes Vivat ausbrachen, trat Herzog Carl, in der Mitte des Dessauer und des Erbprinzen, welcher sich bisher mit Crell lebhaft unterhalten hatte, an das geöffnete Fenster und empfing mit wohlwollender Handbewegung die Huldigung der Studenten, denen sich, beim Anblick des regierenden Fürsten, ein bis weit auf den Markt fortschallendes Hoch der Bürgerschaft anschloß.

Die Professoren, welche früher in ihrer Unterredung über Beireis sich ohne Rückhalt feindselig gegen ihn ausgesprochen hatten, fanden sich jetzt, nachdem der Herzog vom anwesenden Bürgermeister eine Einladung nach dem Rathhause angenommen, wo ihm der Stadtmagistrat und die Gerichtsbeamten ihre Devotion darzubringen wünschten, wiederum zusammen, um dem stillgenährten Aerger nunmehr Worte zu geben.

— „So, nun wissen wir doch, warum wir heute in der akademischen Kleidung haben warten und huldigen müssen — weshalb die Julia Carolina die Ehre des hohen Besuches hat —" sagte Professor Sander verdrießlich; — — „weil der berühmte Charlatan Beireis die hohen Herrschaften amüsiren soll." —

— „Weil er die Ehre hat, daß der Dessauer ihn

persönlich kennen lernen will, darum standen wir hier wie stumme Zeugen seines Ruhmes" — setzte Bartels hinzu.

— „Zum Hanswurst der Gelehrsamkeit kommen die Fürsten weit eher, als zum stillen, unscheinbaren Weisen."

— „Man sollte wahrhaftig selbst Renommist werden, um nicht stets der Unbeachtete zu bleiben."

— „Glauben Sie, daß Beireis wegen einer chemischen Entdeckung und der Lebensrettung eines Kranken so spät in die Versammlung gekommen ist?"

— „Nein — das fällt mir nicht ein — er hat nur Aufsehen machen wollen, das ist Alles bei ihm berechnet — seine Eitelkeit hat den schlauen Verstand zum Begleiter."

— „Kann man ihm die Eitelkeit noch zur Last legen, wenn alle Welt, selbst Fürsten ihn eitel machen?"

— „Die Welt will unterhalten und ergötzt sein — das dumme Volk findet diese Befriedigung in der Nahrung, welche Beireis dem Aberglauben darbietet, die vornehme Welt aber in dem Reize am Ungewöhnlichen."

— „Der Herzog von Anhalt-Dessau findet — das können Sie überzeugt sein, liebe Collegen — nicht an der Naturwissenschaft, sondern nur an der Originalität des Beireis sein Vergnügen — diese gewährt Unterhal-

tung — das ist das ganze Interesse, was jene hohen Personen am Gelehrten überall nehmen."

— „Der Dessauer ist aber ein Mann von ganz besonderer Bildung, er selbst hat geschriftstellert, er correspondirt mit vielen Gelehrten...."

— „Was will das sagen?" — fiel Remer ein, der erst kurz vorher hinzugetreten war — „so wenig wie das gesammte Volk, verstehen auch die meisten hohen Herren nichts von Naturwissenschaft — ein einziges gründliches Colleg über Ursache, Wirkung und Möglichkeit derselben würde sie plötzlich aufklären und damit ihr ferneres Interesse daran abkühlen, da sie nicht mehr durch magische Ueberraschungen gereizt und unterhalten würden. Darum verschweigt auch der listige Beireis alle seine neuen Entdeckungen, damit sie in der gelegentlichen Anwendung zur magischen Kunst ihm die Gunst überraschter und amüsirter Langeweile oder den pecuniären Tribut der Einfalt einbringen. Ich bin davon überzeugt, daß Beireis heimlich über die Einfalt und Dummheit seiner freigebigen Bewunderer in's Fäustchen lacht."

„Das ist Thatsache — er macht sich über die einfältige und betrogene Welt lustig, verachtet im Stillen die Getäuschten und fühlt um so mehr, was er selbst ist und bedeutet."

— „Er wird den Herzögen heute in seinem Hause wieder Mährchen und Wunder genug auftischen — nun ja — deshalb gehen sie zu ihm.“

— „Seine Sammlungen sind allerdings der Mühe werth — er kauft für ungeheure Summen jährlich zusammen.“

— „Aber als ein guter Oekonom weiß er auch, daß sich ihm diese Kosten für seltene Dinge vortheilhaft verzinsen.“

— „Wie ist das zu verstehen?“

— „Während er den Leuten die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß er Eudämonist sei, das heißt: daß ihm nichts zu theuer und kostspielig erscheine, um den Schöpfer in seinen Naturwerken und den Menschen in seinen Kunstwerken so deutlich als nur irgend möglich kennen und verehren zu lernen, und darin seine Glückseligkeit zu finden, dienen ihm alle jene Sammlungen doch eigentlich nur, um in der Lage, worin er sich einmal befindet, seinen Ruf des Sonderbaren zu vermehren, der ihm Ziel und Freude seines Lebens ist und den er zu Golde zu machen versteht. Wenn er keck genug ist, seinen naturwissenschaftlichen Collegen gegenüber zu behaupten, daß er Gold producire, so kann er nur damit bildlich den großen Nutzen meinen, den er durch seinen klug erworbenen Wunderruf aus dem Un-

verstande und Aberglauben der großen Menge zieht. Deshalb fördert er auf alle erdenkliche Weise die Ueberschätzung und das übertriebene Gerücht von seinen merkwürdigen Besitzthümern, lacht heimlich über die Leichtgläubigkeit des gelehrten und ungelehrten Mannes und setzt sich über das Urtheil seiner scharfsichtigen Zeitgenossen hinweg, indem er sich am Beifalle seines eigenen Ehrgeizes und seiner Klugheit schadlos hält."

Diese Ansicht hatte ein in der Gruppe stehender Professor der Theologie ausgesprochen.

— „Ich bin mit Ihnen, lieber College" — nahm Bartels das Wort — „in so fern einverstanden, daß Beireis durch seine großen, jedenfalls aber auch durch viele Mährchen vergrößerten Sammlungen, einträgliche Zinsen für seine Eitelkeit und Täuschung des Publikums einnimmt; doch beruht sein Goldmachen und der Erwerb der Summen, welche er für seine Seltenheiten verwendet, auf andern Umständen. Da er auf chemischem Wege zweifelsohne zu Productionen von geldeswerthen Stoffen gekommen ist, womit er Handel treibt und die er als chemische Geheimnisse betrachtet, so muß er hierdurch viel Geld verdienen; indessen können die Summen, welche er für merkwürdige Natur- und Kunstgegenstände ausgiebt, lange nicht so bedeutend sein, wie er selbst auszusprengen sucht, denn man will wissen,

daß er von Zuhörern, Patienten, Bewunderern und dann namentlich von Leuten, die sich um Mitkenntniß seiner chemischen Geheimnisse beworben, viele Prachtstücke für höchst geringen Preis oder zum Geschenke erhalten hat."

Es schlug Ein Uhr. — Einige Professoren, hierdurch an die Zeit erinnert, traten an das Fenster und schaueten auf den Collegienplatz nieder, wo es bereits still geworden war, da sich die Studenten im Aufzuge mit den Trompetern an der Spitze nach dem Markte begeben hatten, um von hier aus noch einige Straßen in Parade zu durchziehen, da die flüchtige Erscheinung der Herzöge im Juleum dem Jugendmuthe und der Lust am Durchfeiern des einmal begonnenen Tages nicht genug Befriedigung dargeboten hatte. — Das Publikum war ebenfalls von den Fenstern der Gebäude und von den Eingängen des Platzes verschwunden und die Freitischglocke schrie jetzt plötzlich ihren gellenden, durch die akademische Empfangsfeierlichkeit um ein halbe Stunde verspäteten Ton in die Stadt, der diejenigen Studenten rief, welche bereits mit hungrigem Magen in und vor dem Convicte harrten.

— „Gehen Sie mit?" fragten mehre der Professoren, welche sich nach dem Ausgange des Saales bewegten.

— „Ja — wir haben ja nichts mehr zu repräsentiren und sind in Gnaden schnell entlassen.“

— „Was thaten wir denn eigentlich?“

— „Ei — wir mußten die Glorie und Ehre des Hofraths Beireis verherrlichen helfen.“

— „Es wird Zeit, daß wir dem Manne unsere Reverenz machen.“

— „Wenigstens wird ihn die heutige Auszeichnung und fürstliche Anerkennung seiner Charlatanerie nicht demüthiger stimmen.“

— — „Ja — ja — College, was meinen Sie — sollen wir uns auch auf Augenverblendung und Wunder legen?“...

Unter diesen spöttischen Reden entfernten sich die noch zurückgebliebenen Universitätslehrer unbefriedigt aus dem Juleum.

. . . .

Als Beireis sich vom Herzoge Carl beurlaubt hatte, war er schnell nach seinem Hause auf den Edelhöfen gegangen, um die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange des fürstlichen Besuches zu treffen. — Stolzer und triumphirender als je schritt er über die Straßen, denn er hatte einen Sieg über die neidischen Collegen gewonnen, welcher seiner Eitelkeit und Klugheit eine doppelte Befriedigung gewährte. In seinen Gedanken

stiegen kühnere Projekte auf, er fühlte die ganze Bedeutung, welche der Besuch der fürstlichen Personen, die, wie sie offen ausgesprochen hatten, seinetwegen nach Helmstedt gekommen waren, auf seine künftige Stellung haben mochte. — Die Bewunderung, das Anstaunen, die blinde Zuversicht der Menge zu ihm, mußten zunehmen und den Erfolg steigern, den er daraus für seine Selbstschätzung und sein Vermögen zu ziehen verstand. — Es war nicht das erste Mal, daß hohe Personen in sein Haus kamen, um seine berühmten Sammlungen zu bewundern; — der Chemiker, Botaniker, Gemäldeliebhaber, Münzenkenner, Bücherfreund oder der Bewunderer von Automaten, Instrumenten und Mechanismen fand in seinen Sammlungen jederzeit die vom Gerüchte bereits vergrößerten Merkwürdigkeiten — er war aber so schlau, mit dem Chemiker vorzugsweise in der Gemäldegallerie, mit dem Maler bei den Mineralien, mit dem Botaniker bei den Automaten, mit dem Anatomen bei der Pflanzensammlung und mit dem Geologen bei den anatomischen Präparaten zu verweilen, damit Jeder immer etwas Neues, Unbekanntes sehen und Beireis dieses noch durch Mährchen und Uebertreibung bewunderungswürdiger machen konnte. Kein wißbegieriger Reisender kam durch Helmstedt, ohne Beireis zu besuchen, Wunderbares bei ihm

zu sehen, sich durch seine gewandte, abenteuerliche Erzählung des Unwahrscheinlichen angenehm angeregt zu fühlen und den Ruf des Merkwürdigen weiter in die Welt zu tragen. Auch der braunschweigische Hof hatte Wohlgefallen an seinen interessanten Erzählungen und Wunderbarkeiten gefunden, Beireis wurde vom Herzoge Carl öfters zur Tafel eingeladen, wo er jedesmal durch magische Experimente ergötzte und von sich reden machte und obgleich der einsichtsvolle, ernste und wissenschaftlich gebildete Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand oft recht gut wußte und fühlte, daß Beireis übertrieb, erfand und Wahres mit Unwahrem verschmolz, so ließ er sich doch gern die Orginalität und Kunst des interessanten Erzählers gefallen und bewunderte seine Geistesgaben, chemische Geheimnisse und überraschenden Experimente, während der Herzog wol wußte, daß der Name „Beireis" viele Studenten nach Helmstedt zog und der Stadt nützte.

Beireis hatte sein großes, stattliches Haus auf den Edelhöfen, wo es, vom Markte aus, linker Hand frei und von einem Garten begrenzt, nahe vor dem alten, hohen Stadtthurme lag, unter dessen Bogengewölbe die Straße fortlief — mit froher Eile erreicht und dem Famulus Leonhard nebst dessen Frau in große Geschäftigkeit gebracht, um in den Räumen des mittleren

Stockes, wo die Sammlungen sich befanden, die Gardinen aufzuziehen, abzustäuben, Schränke und Koffer zu öffnen und die Hausflur schnell mit einigen grünen Zweigen festlich zu schmücken, während Beireis die Uhrwerke seiner Automaten aufzog und dann in Geschwindigkeit noch in sein Privatlaboratorium ging, um einige chemische Stoffe zu präpariren, womit er die hohen Herrschaften zu überraschen gedachte. Als er hiermit noch beschäftigt war, trat der treue Leonhard herein und sah mit seinem blassen, immer noch unzufriedenen Gesichte auf die chemische Arbeit des Herrn. — „Was willst Du, Leonhard?" — fragte dieser in großer Geschäftigkeit, ohne von dem Porcellanmörser aufzuschauen, worin er ein gelbliches Pulver zerrieb.

— „Soll ich Ihr Studirzimmer nicht auch ein Bischen in Ordnung bringen? Es ist seit zwei Jahren nicht rein gemacht, Bücher, Kasten, Schachteln, Instrumente und Papiere liegen ganz wüste durcheinander...."

... — „Aber in vollkommenster Ordnung" — fiel Beireis lächelnd ein — „das verhält sich so damit, wie in der Natur, wo der Laie nichts als Kraut und Rüben durcheinander sieht, aber der Kenner mit sicherer Hand jedes Ding am rechten Platze sucht und greift."

— „Der Staub liegt so hoch, daß man mit dem

Finger auf Tischen und Büchern zeichnen kann" — erwiderte Leonhard.

— „Du hast doch Alles im Laboratorium bei Seite gebracht, was auf unsere geheimen Fabrikate Bezug hat?"

Leonhard sah in diesem Augenblicke recht grämlich aus.

— „Nun?" — fragte Beireis, unwillig aufblickend.

— „Was ich aufräume, das kramt der Studiosus Schmidt wieder hin — es ist keine Ordnung mehr" — murmelte Leonhard mit einer inneren Aufregung.

— „Könnt Ihr Euch noch nicht vertragen?" — fragte Beireis schnell. — „Sei doch vernünftig, Leonhard, Du sollst ohne Nachtheil bleiben — nun gehe hin, daß Schmidt mit wegräumen hilft — die fertige Farbe schließe in den Schrank im Gewölbe."

— „Schmidt ist eben in's Convict gegangen und hat heute Morgen nicht gearbeitet, da er die Herzöge auf den Collegienplatz sehen wollte."

Jetzt entstand ein Geräusch auf der Straße vor dem Hause; man hörte ein entferntes Rollen von Wagen rasch näher kommen — Beireis trat hastig an das Fenster und Leonhard eilte davon, um seinen Sonntagsrock anzuziehen und sich dann bei der Besichtigung der Sammlungen zum Dienste zu stellen. — Die Wagen rasselten vor das Haus und hielten still — es waren

die fürstlichen Equipagen. — Beireis schritt an die Hausthür und empfing den hohen Besuch mit respectvoller Reverenz; seine Blicke flogen mit heimlichem Wohlgefallen über die zusammengelaufene Volksmasse, welche die Herzöge wollte aussteigen sehen — er wußte, daß binnen einer halben Stunde die ganze Stadt davon reden würde, daß der Landesherr bei ihm verweile. — Der Erbprinz, welcher früher schon öfter in diesem Hause gewesen war, kannte die Räume und Sammlungen bereits und wollte die beiden Herzöge geradeswegs die breite Treppe hinaufführen, der Dessauer aber gab deutlich zu erkennen, daß er mit einer neugierigen Spannung in das Haus des Mannes getreten war, über den die Welt soviel Wunderbares berichtete. Er blickte deshalb forschend und prüfend umher und sagte: — „Mein lieber Hofrath, es macht mir immer ein großes Vergnügen, wenn ich die Gelehrten in ihren Studirstuben überraschen kann — führe Er mich hinein, damit ich einen Blick in den Raum werfe, wo Er die Gedanken spinnt, welche Ihn auf so viele Geheimnisse geleitet haben."

Beireis war zu sehr Menschenkenner, um nicht gleich zu merken, daß der neugierige Herzog von Anhalt-Dessau die stille Absicht habe, in der Studirstube irgend eine Spur des Geheimnisses zu belauschen; da

Beireis aber klug und vorsichtig auch darauf vorbereitet war, so öffnete er pfiffig lächelnd die Thür des Vorzimmers, in welches der Herzog hastig eintrat und seine Blicke überall umherschweifen ließ.

— „Welche seltsame Figuren!“ — rief er aus, indem er an die Wände zeigte, die mit wunderlichen, dämonischen Gestalten und kabbalistischen Zeichen bemalt waren. — „Und dort steht wol sein Schutzpatron?“ — fragte der Herzog lachend, als er auf eine Figur hinwies, welche den leibhaften Teufel mit Hörnern und einer rothen, langausgestreckten Zunge darstellte und in einer Wandnische stand. — „Ha! ich merke schon, Er will die Leute durch solche Bilder ängstlich machen, damit sie in der Furcht noch mehr sehen.“

— „Befehlen Eure Durchlaucht, daß ich den Teufel einmal zur Kurzweil agiren lasse?“ — fragte Beireis mit verstelltem Ernste.

— „Ja — mache Er seinen Herrn und Meister nur dienstwillig“ — lachte der Dessauer, indem er nahe an die Figur herantrat und mit dem Finger daran klopfte. Beireis gab sich die Miene, als nehme er das erste beste Streifchen Holz, welches auf dem Tische lag, und reichte dieses dem Herzoge dar, welcher nach den Braunschweigischen Fürsten schelmisch hinsah, als wollte er ihnen seine Ungläubigkeit zu verstehen geben.

— „Dieser Teufel spendet mir das Feuer, welches ich zur Scheidung geheimer Naturkörper gebrauche“ — sagte Beireis — „ich bitte Eure Durchlaucht, mit diesem Hölzchen über die rothe Zunge der Figur zu streichen.“

Ohne weiter zu antworten nahm der hastige Herzog das Hölzchen aus Beireis Händen und strich heftig damit über die Zunge des Teufels. In demselben Momente fuhren blaue und weiße Flammen aus dem Holze und aus der Zunge, scharfe, leuchtende Dämpfe stiegen auf, die Flamme ergriff mit großer Schnelligkeit das ganze Hölzchen, so daß der Herzog von Dessau dasselbe erschrocken aus der Hand warf und einige Schritte zurücksprang, während immer noch ein flackerndes Leuchten von dem züngelnden Munde der Figur ausfuhr.

— „Beireis! — Was ist das? — Er ist ein Mann der schwarzen Kunst — das ist Höllenfeuer, das riecht zum Ersticken!“ — rief der Dessauer, indem er bestürzt den Herzog Carl ansah.

Mit ruhiger Miene legte Beireis seine Hand auf die flammende Zunge des Teufels und blickte die Personen schweigend an, welche nicht wenig erstaunt waren, als Beireis nicht die mindeste Schmerzensäußerung verrieth, obgleich auch seine Hand zu brennen anfing.

Da er zufällig gewahr wurde, daß das vom Dessauer Fürsten zu Boden geworfene Hölzchen in die Dielen einzusengen begann, so trat er mit dem Fuße darauf, um es zu löschen und man sah zu neuer Verwunderung, daß der Schuh des Hofrathes ebenfalls zu leuchten anfing ohne zu verbrennen.

— „Beireis!“ — rief der Dessauer — „Er ist feuerfest — ich habe das immer für ein Mährchen gehalten, daß es eine solche Kunst gebe.“

— „Es ist“ — lächelte der Erbprinz — „ein Seitenstück zu der Verwandlung des schwarzen Rockes in einen rothen.“

— „Jetzt glaube ich auch daran, daß — wie mir ein Mann aus Mühlhausen vorigen Herbst auf der Jagd erzählt — der Vater des Beireis das Feuer hat besprechen können.“ — Diese Worte sprach der Dessauer mehr flüsternd zum Erbprinzen, während der Hofrath schnell alle Flammenerscheinung an sich und der Figur zu tilgen wußte.

Der alte Herzog Carl hatte diesem Ereignisse mit stillem Ernste zugesehen — jetzt hob er aber den Finger drohend auf, und sprach mit bedenklicher Miene:

— „Beireis — bleibe Er hübsch bei der Religion!“

Diese ernste und gnädige Warnung übte eine merkwürdige Wirkung auf den Hofrath aus; — der ruhm-

redige, von seinen Kenntnissen und Schätzen so gern erzählende Mann trat demüthig vor seinen Herzog und sprach: — „Eure Durchlaucht können überzeugt sein, daß die Religion eine tägliche Nahrung in meinem Umgange mit Natur und Menschen findet; wenn ich im steten Streben nach Enthüllung der Weltgeheimnisse die Beschränktheit des Menschen in Einsicht und Können recht lebhaft empfinde, dann staune ich mit Ehrfurcht den Schöpfer an und meine eigene Schwäche macht mich vor Gott demüthig und dienstfertig zur Ausübung guter Werke gegen andere Menschen."

— „Gut das — bleibe Er dabei — ich weiß, daß Er viel für Arme und Kranke thut — aber Er muß das in Gottes Namen vollbringen; — nun führe Er uns nach Seinen Sammlungen."

Es hätte scheinen können, als ob Beireis hier geheuchelt habe, um die Gunst des Landesherrn nicht zu gefährden, indessen war es in ihm ein merkwürdiger Zug des Charakters, daß er wirklich, bei allen seinen Täuschungen der Menschen, wodurch er seine Eitelkeit befriedigte und sich absichtlich in den Ruf eines Verbündeten böser Mächte brachte, doch ein religiöses Gefühl in sich bewahrte, welches freilich nicht kräftig genug war, die Selbstsucht zu beherrschen, aber doch sein Gemüth zum uneigennützigen Mitleid und Wohl-

thun, zur Dienstwilligkeit und stillen Andacht vor dem Ewigen hinzureißen vermochte, was seinen wenigen nächsten Freunden auch nicht verborgen geblieben war.

Während der kurzen Ansprache des alten Herzogs war der in allen seinen Geberden und Reden hastige Dessauer in das offene Studirzimmer getreten, hatte mit neugierigem Blicke das Chaos der gelehrten Gegenstände überflogen und auch in das mystische Privatlaboratorium gespähet, wohin ihm der Erbprinz aus Rücksichten der Höflichkeit gefolgt war. — „Hier wird gewiß das Geheimniß getrieben" — sagte der Dessauer — „ein seltsamer Mensch ist der Beireis, ich muß ihn bald an meinem Hofe sehen, wo er die Leute ergötzen und zum Erstaunen bringen wird."

— „Die Welt nennt ihn den Faust unseres Jahrhunderts" — erwiderte der Erbprinz — „und in der That besitzt er ungewöhnliche Wissenschaft, die er zu gebrauchen versteht."

— „Wo mag er das Alles gelernt haben? Was wissen Sie, Liebster, von seiner früheren Carriere?"

— „Davon weiß ich zufällig mehr, als Beireis der Welt selbst eingesteht, um nicht zu verrathen, daß er auf gewöhnlichem Wege studirt hat" — antwortete der Erbprinz. — „Als ich im letzten Kriege in Gefahr kam, Freiheit und Leben zu verlieren, rettete mich ein

Officier meines Corps aus den Händen der Feinde, aber er wurde dabei so stark verwundet, daß er am anderen Tage starb. Ich forderte ihn an seinem Sterbelager auf, einen Beweis meines Danks zu fordern, und er empfahl mir seinen jüngern Bruder — diesen Beireis, der damals in Jena wegen Mangel an Geld seine Studien nicht vollenden konnte. Ich ließ ihn unterstützen, nach Italien reisen und dann nach Helmstedt kommen, wo ich Heister beauftragte, ihm weiter zu helfen."

Der Dessauer wollte, über diese Mittheilung verwundert, noch weiter nachfragen, da ihm Beireis jetzt doppelt interessant geworden war, als plötzlich Herzog Carl in der offenen Thür erschien und mit dem spanischen Rohre auf die Schwelle klopfte.

— „Gefällt es Eurer Liebden, die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen?" — fragte er.

Sogleich folgte der Dessauer mit dem Erbprinzen dem Rufe des alten Herrn und Beireis öffnete ehrerbietig die Thür des Vorzimmers, um die fürstlichen Besucher in die obern Räume seines Hauses zu führen. Draußen auf der Straße hatte sich unterdessen mehr Volk eingefunden, welches auf die Rückkehr der Herzöge wartete und neugierig sowol die herrschaftlichen Equipagen und Livréebedienten anstarrte, als auch mit scheuen Blicken in die Hausthür spähete, worin zwei reichbetreßte Leib-

bedienten in gepuderten Perrücken und mit steifer Geberde Wache standen.

An der Treppe hatten sich den Herzögen noch einige Adjutanten und Kammerherrn aus dem fürstlichen Gefolge angeschlossen und theilten die Begierde des hastig voraufsteigenden Dessauer, die weltberühmten Schätze des merkwürdigen Mannes zu sehen. —

Zunächst führte Beireis seinen hohen Besuch in die Bibliothek, welche das vorderste Zimmer der oberen Localität anfüllte. Die Neugierde wurde aber durch den Anblick der Bücher wenig befriedigt, weshalb der unruhige Herzog von Anhalt-Dessau, mit oberflächlichem Blicke über die Repositorien, beiläufig und in seiner eigenthümlichen schnellen, polternden Weise fragte: — „Wie viel Bücher hat Er?“ — und dann, ohne eigentlich die Antwort zu erwarten, dem zweiten Zimmer sich nähern wollte.

Beireis war nicht gewohnt, seine Bücher nur vorübergehend gewürdigt zu sehen und es regte sich deshalb sein Ehrgeiz. — „Durchlaucht“ — sprach er mit wichtiger Miene — „in diesen achttausend Büchern steckt mehr Werth und Geheimniß, als in mancher Bibliothek von hunderttausend Bänden.“

Der Dessauer Herzog sah den Hofrath fragend an, während der Erbprinz seinen Vater auf einige, ihm

bereits bekannte Folianten aufmerksam gemacht hatte und jetzt Beireis mit der Frage anredete: — „Nicht wahr, lieber Hofrath, die Bücher hat Er größtentheils vom seligen Heister angekauft?"

— „Halten zu Gnaden — die bedeutendsten Werke habe ich selbst gegen unglaubliche Summen erworben — keinen Zweig gelehrter Forschungen finden Durchlaucht hier vernachlässigt, da steht eine Reihe werthvoller Handschriften, selbst chinesischen und japanischen Ursprungs, — hier findet sich eine ununterbrochene Folge von Incunabeln, vom ersten Anfange der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1520 — außer jenen seltensten und kostbarsten Schriften über Anatomie, Medicin, Chirurgie, Astronomie, Mathematik und Physik, besitze ich hier auch die Werke griechischer und arabischer Aerzte nebst ihren Erklärern — hier die Schriften des Hevelius, Kircher und Galilei — dort eine große Sammlung von Büchern und Handschriften über meinen Lieblingshelden Gustav Adolph."

Diese Mittheilungen verfehlten ihren beabsichtigten Zweck nicht, der lebhafte Dessauer war aufmerksam geworden, er trat an die Repositorien heran und fragte: — „Hat Er auch Bücher geschrieben?"

— „Durchlaucht" — versetzte Beireis mit aller Kühnheit seines Selbstbewußtseins — „wo Andere schrei-

ben, da spreche ich mündlich aus, denn ich habe genug Zuhörer — Sokrates und Faust schrieben auch nichts."

— „Da muß Er es auch so machen, wie Faust" — lächelte der Erbprinz — und der Dessauer Fürst verlangte einige seltene Schriften zu sehen, welche Beireis sogleich vorlegte. Er sah seinen, durch die anfängliche Oberflächlichkeit, womit der Herzog von Dessau die Bibliothek durcheilen wollte, heimlich gereizten Ehrgeiz völlig zufrieden gestellt, denn nach näherer Bekanntschaft mit den seltenen Handschriften wollte der Herzog immer noch mehr sehen, so daß ihm endlich der Erbprinz, welcher seinen Vater in das andere Zimmer weiterschreiten sah, an die Zeit und die noch bevorstehenden Reichthümer der Kunst und Wissenschaft flüsternd erinnern mußte.

Sie traten in die Gemäldesammlung ein, wofür der Dessauer eine besondere Neigung hatte, da er selbst Bilder kaufte und viele Maler beschäftigte. Hier stieg dessen Bewunderung von Neuem, als ihn Beireis vor Bilder von Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Rubens, Correggio und vielen anderen berühmten italienischen, deutschen, französischen und belgischen Meistern führte und ihm sogar eine Reihe Zeichnungen und Kupfer vorlegte, die als eine vollständige Geschichte der Zeichnen- und Kupferstecherkunst, von den rohesten Anfängen des

achten Jahrhunderts an, ebenso lehrreich wie kostbar waren. — Hätte der Herzog von Anhalt-Dessau nicht schon seine volle Zuneigung dem Beireis geschenkt, so würde er jetzt demselben seine Verehrung nicht länger verborgen gehalten haben, denn da er selbst ein Freund und Beförderer der Kupferstecherkunst war und in Dessau mit großen Opfern eine chalkographische Gesellschaft gegründet hatte, aus welcher viele treffliche Kupferstiche, namentlich in Aquatinta-Manier, hervorgegangen waren, so wurde er durch diese Kunstschätze so gefesselt, daß er jedes einzelne Blatt sehen wollte und mehremale ausrief: — „Er muß nach Dessau kommen und meine Anstalt kennen lernen!"

Man trat in das nebenliegende Münzcabinet ein, welches viele alte Goldmünzen enthielt und dessen Werth Beireis selbst auf sechstausend Thaler schätzte. Nunmehr öffnete er den größeren Saal, welcher von Instrumenten und Kunstsachen aller Art überfüllt erschien. — Hier befand sich nicht allein die berühmte chirurgische Instrumentensammlung des verstorbenen Professor Heister, nicht nur die Anzahl der berühmten Lieberkühn'schen Präparate — welche in zarten, von jenem Leydener Professor mit Wachs ausgespritzten Blutgefäßnetzen verschiedener Theile des menschlichen Körpers bestanden und in sechs Abtheilungen in Mahagoni-

kästchen, mit Mikroskopen von vergoldetem Messing versehen, aufgestellt waren — sondern hier befanden sich auch die alten, physikalischen Instrumente des berühmten Magdeburger Otto von Guerike, namentlich die berühmten beiden Halbkugeln, welche, obgleich locker aneinander gelegt, doch vierundzwanzig Pferde nicht wieder zu trennen vermocht hatten, als die Luft aus ihrer inneren Höhle vorher herausgepumpt worden war. Ferner interessirte die fürstlichen Besucher ein Mikroskop, welches, wie Beireis behauptete, 64 Millionen Mal vergrößerte und der Herzog von Dessau, welcher selbst viele Antiken in Italien angekauft hatte, fand bald den hohen Werth einer alten Büste des Deus Lunus und einer kleinen Bildsäule des Herkules heraus, welche die Wand zierten. — Mehremale rief er in seiner Bewunderung der seltenen Kunstschätze aus: — „Beireis! welch' ein reicher Mann ist Er!"

Jetzt führte der in seinem Selbstgefühle still triumphirende Hofrath die hohen Gäste an ein Postament, auf welchem eine, von feinen Messingstäben gebildete Ente saß, welche plötzlich anfing, sich zu bewegen, mit den Flügeln zu schlagen, dieselben auszubreiten, zusammenzuziehen, den Hals zu drehen, den Schnabel aufzusperren, zu schnattern, vorgehaltene Körner aufzunehmen, zu verschlucken, Wasser zu schlürfen und unter

den natürlichsten Bewegungen einer lebendigen Ente, verdauete Excremente von sich zu geben.

— „Das ist die berühmte Vaucanson'sche Ente, ein unbezahlbares Wunder der Mechanik" — sprach Beireis.

War die Bewunderung der Fremden schon hier zu einer bedeutenden Höhe gestiegen, so fand sie jetzt eine zu neuem Erstaunen anregende Ueberraschung, als plötzlich im Saale auf kunstfertige und angenehme Weise eine Flöte ertönte und Aller Augen auf einen sitzenden Flötenspieler gerichtet waren, welcher, mit natürlicher Bewegung der Lippen und Zunge, auf einer Querflöte nach allen Regeln der Musik ein schmelzendes Lied blies und dabei mit den Fingern die Löcher öffnete und schloß, wie es der Ton erforderte. Mit schweigender Bewunderung horchten die Ueberraschten der Melodie zu, als nach dessen Beendigung unerwartet eine andere, stehende Figur mit provenzalischer Schäferpfeife und einer Trommel zu blasen begann und mit der rechten Hand dazu trommelte.

— „Wahrhaftig!" — sagte Herzog Carl kopfschüttelnd — „man glaubt in einer Mährchenwelt zu sein."

— „Wie kann das Alles mit rechten Dingen zugehen?" — flüsterte man sich in der Begleitung der Fürsten bedenklich zu.

Der Herzog von Anhalt-Dessau konnte sich nicht mit dem Erstaunen begnügen — er wollte die Postamente, worauf die Figuren ruheten, geöffnet wissen und rief mit Eifer: — „Beireis — diese Wunderwerke muß Er mir verkaufen!“

— „Durchlaucht“ — erwiderte Beireis stolz, — „wenn Jemand käme und böte mir die halbe Erde an, er könnte diese Schätze nicht bezahlen.“

Der Herzog von Braunschweig schüttelte wieder mit dem Kopfe und sprach dann mit Ernst: — „Oeffne Er die Kasten und gebe Er uns die Erklärung.“

Beireis mußte gehorchen und schloß die Thüren der Postamente beider Flötenspieler auf, wo eine dicke Holzwalze mit unzähligen Ketten, Rädern, Pedalen und ein Blasebalg sichtbar wurden. — Da der sitzende Flötenbläser zwölf, der stehende aber zwanzig Stücke vorzutragen vermochte, so ließ Beireis neue Melodieen ertönen, während die Fremden neugierig in das bewegte, wunderbare Uhrwerk schauten.

— „Erkläre Er uns, wie ist Er daran gekommen?“ — fragte der alte Herzog.

— „Der Verfertiger dieser sinnreichen Kunstwerke“ — sprach Beireis — „ist unbekannt, doch soll er sie zuerst im Jahre 1738 in Paris vorgezeigt haben. Ein gewisser Du Moulin hatte sie später erworben und ließ

sie im Jahre 1754 gegen eine Verpfändung von 3000 Gulden im Pflüger'schen Comtoir zu Nürnberg zurück, um nach Petersburg zu reisen und sie dort zu verkaufen. Du Moulin verschwand spurlos, das Nürnberger Comtoir erwarb sich die Kunstwerke als Eigenthum und dreißig Jahre später kaufte ich sie für eine bedeutende Summe. Du Moulin hatte aber absichtlich den Mechanismus verwirrt, um sich selbst bei der Wiederherstellung unentbehrlich zu machen — mir aber ist es nach unsäglichen Mühen und Berechnungen gelungen, die Kunstwerke mit den größten Kosten wieder in Stand zu setzen und allein jene Walze von Mahagoniholz hat mir über 1100 Gulden gekostet."

— Nun — dann wäre das Werk doch zu bezahlen" — meinte der Herzog von Anhalt-Dessau, der große Lust zu haben schien, diese Automaten zu kaufen.

— „Ehe ich selbst große Summen daran wandte, bot mir der durchlauchtigste Herr Markgraf von Baireuth 12000 Gulden dafür — aber jetzt ist es gar nicht mehr zu bezahlen" — antwortete Beireis keck.

Der Herzog sah den Erbprinzen an — und mochte es sein, daß dieser den Hofrath aus der Verlegenheit bringen oder vielleicht dem eigenen Lande die Kunstwerke nicht entziehen lassen wollte — der Erbprinz führte schnell den kauflustigen Herzog an eine andere

Seltenheit, die er als Rechenmaschine bezeichnete. Rasch war Beireis gefolgt und zur Erklärung bereit. Diese Rechenmaschine war von dem geschickten Künstler Staudt, nach der Erfindung eines Pfarrers Hahn angefertigt und berechnete durch Räderwerk und Federn, innerhalb des geringen Raumes von einem Fuß im Durchmesser, jede Zahl von 1 bis 10,000 Millionen durch alle vier Species.

— „Wo hat Er denn den berühmten Diamanten, womit Er ein Kaiserreich zu kaufen vorgiebt?“ — fragte der alte Herzog, dem die Besichtigung der Automaten zu lange währte und der mit der Zeit, als alter Mann, zu geizen schien.

Beireis stutzte. —

— „Er hat wol nur eine Fabel aufgetischt, als Er in Braunschweig davon erzählte?“ — fragte der Herzog Carl.

— „Halten zu Gnaden, Durchlaucht — ich besitze diesen Schatz — aber noch nie habe ich ihn gezeigt — er hat einen Werth, den alle Fürsten der Welt nicht bezahlen können und alles gemünzte und ungemünzte Gold der Erde nicht zu ersetzen vermag.“

— „Dann soll Er ihn mir versteuern!“ — rief der alte Herzog hitzig.

— „Dann würde ich in die Nothwendigkeit versetzt werden, ihn dem Lichte zurückzugeben, das ihn geschaffen hat.“

— „Wie meint Er das?“

— „Ich würde ehrlich genug sein, bei einer befohlenen Versteuerung den wahren Werth dieses größten Kleinodes der Erde nicht zu verkleinern — da aber dann die Steuer den Werth des ganzen Landes übersteigen würde, so wäre ich gezwungen, den Diamanten durch einen Tschirnhausen'schen Brennspiegel zu vernichten und in Licht aufzulösen.“

— „Bringe Er ihn“ — befahl der alte Herzog, dem es etwas verdroß, daß sein Unterthan reicher sein wollte, als er selbst.

Ein Gemurmel der Bewunderung entstand in dem fürstlichen Gefolge, als Beireis sich in ein Seitencabinet entfernte und man ihn mehre Schlösser öffnen hörte.

— „Wahrlich“ — sagte der Dessauer regierende Herr — „ich habe des Seltenen und Wunderbaren so viel gesehen, daß ich ganz betäubt bin und Alles glaube, was der merkwürdige Mann noch bringen wird.“

— „Je näher man ihm kommt, um so wunderbarer wird er“ — lächelte der Erbprinz.

— „Er muß Geheimnisse der Natur besitzen, die man nicht auf gewöhnlichem Wege erlangen kann“ — sprach der alte Herzog nachdenklich. — „Hm! Hm! die Leute reden so Manches — ich hoffe, er wird seine Seele rein bewahren.“

Jetzt kehrte Beireis mit einem eisernen Käſtchen zurück, welches er behutsam, aber mit imponirendem Blicke auf die erwartungsvollen Herzöge, vor sich trug, auf den Tisch stellte und noch einmal mit einem kleinen Schlüſſel, den er bei sich führte, vorsichtig öffnete. — „Es ergreift mich Andacht, wenn ich dieses Kleinod erblicke" — sprach er feierlich — „es ist eine Qual des Lebens, ein Königreich in diesem Käſtchen zu behüten."

Mit ungeduldigen, erwartenden Blicken standen die anwesenden Personen vor dem Tische — die Letzten aus dem fürstlichen Gefolge streckten die Hälse vor und es war eine Stille, als würde in dieser Minute eine neue Welt sich öffnen. Jetzt hob Beireis das Kleinod hervor und legte es auf die Hand, den Blicken der Neugierigen aussetzend, während ein lachender, schlauer Stolz aus seinem Antlitze leuchtete. Es war ein anscheinend roher, durchsichtiger Körper von der Größe eines Hühnereies, ohne irgend etwas Strahlendes. Der alte Herzog nahm ihn schnell in die Hand, prüfte ihn nach Gewicht und Aussehen und reichte ihn dem Dessauer Fürsten hin. — „Der sieht ja aus, wie ein Kiesel" — sagte dieser — und der Erbprinz setzte lächelnd hinzu: — „man findet bei Emmerstedt, einem Dorfe nahe bei Helmstedt, Kiesel, welche wie unser Hofjuwelier behauptet, alle Zeichen eines Diamanten haben sollen."

Diese Aeußerung reizte Beireis' Ehrgeiz und mit keckem Tone sprach er: — „Mein Diamant hat 6400 Karat Gewicht — wenn er geschliffen wäre, so würde er auch dem Nichtkenner seinen unermeßlichen Werth verrathen."

„Wie ist Er daran gekommen?" — fragte Herzog Carl, indem er den Stein wieder in die Hand nahm.

— „Der Kaiser von China hat ihn an mich verkauft" — antwortete Beireis kühn.

Der alte Herzog sah mit scharfem Blicke vom mißtrauisch betrachteten Steine auf in das Antlitz des Hofrathes und schien ihm die Prahlerei durch ernstes Anschauen verweisen zu wollen; dieser blieb aber ruhig und keck, indem er hinzusetzte: — „Meine Agenten ziehen durch die ganze Welt — Durchlaucht — und auch in Indien und China lasse ich das Seltene anwerben."

— „Neulich" — sagte der Erbprinz — „behauptete ein Gelehrter, Sein Diamant sei ein Madagaskar'scher Kiesel."

— „Warum läßt Er ihn nicht schleifen?" — fragte der Herzog von Dessau.

— „Das würde eine Million Thaler kosten — aber wenn ich diese auch anwenden möchte, so könnte der Diamant doch nicht unter funfzehn Jahren fertig ge-

schliffen werden und so lange wage ich den Schatz nicht aus den Händen zu geben."

Der Erbprinz war unterdessen an den nächsten Tisch getreten, wo er ein Stück Kreide hatte liegen sehen, welches er ergriff und womit er eine Windmühle auf den Tisch zeichnete. Beireis hatte Alles mit seinen lebhaften, scharfen Blicken bemerkt und seine Eitelkeit fühlte sich im Stillen verletzt, da er wol verstand, was der Erbprinz mit seiner Zeichnung hatte sagen wollen, wenn dieser auch jetzt nicht herangeträten wäre und flüsternd zu ihm gesagt hätte: — „Lieber Beireis — ich habe ihm dort die Mühle zum Schleifen Seines Kleinods entworfen."

— „Es ist ein kostbares Mineral dieser Art durchaus kein Solitair in meinem Hause" — sagte Beireis imponirend, indem er schnell den Diamant wieder in den Kasten schloß und diesen in den nächsten Schrank schob. — „Hier sehen Sie" — fuhr er fort, als er aus demselben Schranke einen großen Glaskasten mitbrachte — „ein werthvolles Stück chemisch gereinigtes Gold aus Japan, ferner viele kostbare Erzstufen edler Metalle — hier biegsame Steine aus Island, Ungarn und Sibirien....."

— „Beireis!" — ertönte mit einem Male die würdige Stimme des regierenden Herzogs von Braun-

schweig — „Beireis, wodurch ist Er so reich geworden?“ — Der Ton dieser Worte war weniger bewundernd als befehlend und warnend zugleich. — Der so kräftig Angeredete sah den Herzog mit geheimnißvollem Lächeln an.

— „Wahrlich — er kann ein Königreich kaufen, so viel Sachen von Werth hat er“ — polterte der Herzog von Dessau hastig und zum Erbprinzen gewandt, heraus.

— „Man redet davon, daß Er Gold machen könne und Er hat sich dessen selbst gerühmt“ — fuhr Herzog Carl ernsthaft fort — „ich frage Ihn, wodurch ist Er so reich geworden?“

Statt der Antwort eilte Beireis vor den festen Schrank, worin der angebliche Diamant einstweilen aufbewahrt wurde und holte eine gediegene, rohe Goldstange und eine Schaale ganz neuer holländischer Dukaten hervor. — „Hier sehen Eure Durchlaucht das rohe Gold, woraus ich diese Dukaten prägen lasse“ — sprach er mit Ruhe.

Der Herzog nahm die Goldbarre in die Hand, wog sie nach dem Gefühle der Schwere, reichte sie dem Dessauer mit bedeutsamem Blicke hin und ließ die neugemünzten Dukaten wohlgefällig durch die Finger spielen,

indem er forschende Blicke auf den Hofrath richtete, welcher lächelnd zusah.

— „Hat Er dieses Gold selbst gemacht?" — fragte der Herzog nicht ohne eine finstere Miene.

— „Ich habe das Gold auf chemischem Wege gewonnen" — antwortete Beireis keck und frei — „es hat mir fast die Hälfte meines Lebens gekostet, ehe ich das große, einträgliche Geheimniß erkannte."

Die finstere Miene des Herzogs ging in die Züge eines mißtrauischen Erstaunens über, womit er flüchtig seinen Sohn ansah und dann die Blicke fest auf Beireis heftete. — „Ich frage Ihn im Namen Christi — kann er das Gold, welches der Herr Gott in der Erde wachsen ließ, durch freie Kunst aus unscheinbaren Elementen nachmachen?"

Beireis verbeugte sich in feierlicher Weise und sprach mit Nachdruck: — „Es ist mir kein Geheimniß der Natur verborgen geblieben." —

„Aber ich will, daß es auf guten Wegen geschehe" — setzte der alte Herzog im Eifer hinzu und den Finger hebend, fuhr er im Tone gnädiger Mahnung fort: — „Beireis! Beireis! bleibe Er bei der Religion!" — — Dann drehete er sich schnell zum Dessauer, welcher, neben dem Erbprinzen stehend, über das Unbegreifliche des seltsamen Mannes geflüstert hatte, und sprach:

— „Gefällt es Eurer Liebden, an die Rückfahrt zu denken?" — Als der Herzog von Anhalt-Dessau sich dazu bereit zeigte, eilten sogleich einige Herren aus der fürstlichen Begleitung aus dem Saale, um die unten harrende Dienerschaft zu benachrichtigen, während Beireis mit Geschwindigkeit die werthvollen Sachen in den Schrank zurücktrug, diesen verschloß, dem im Hintergrunde stehenden Leonhard einen Wink gab und dann mit siegreicher Miene an den Herzog Carl herantrat.

— „Es ist mir, als käme ich aus einem Traume zu mir" — sagte der Dessauer — „ich danke Eurer Liebden, mich mit diesem wunderbaren Manne bekannt gemacht zu haben" — und zu Beireis sich wendend und ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, fuhr er fort: — „Er vereinigt die Wissenschaft der ganzen Welt in sich — ich lade Ihn ein, mein Gast in Dessau zu sein, ich versichere Ihn meiner vollen Gnade, Adieu!"

Dem alten Herzog merkte man jetzt an, daß er einen gewissen Stolz fühlte, den bewunderten Mann in seinem Lande und an seiner Universität zu haben, denn er warf dem Hofrath einen sehr gnädigen Blick zu und schritt nach dem Ausgange der Gemächer. Der Erbprinz, dessen Charakter ein durchaus ernster und besonnener war, trat noch einmal an Beireis heran,

flüsterte ihm zu: — „an seine Alchymie glaube ich nicht" — und schritt dann schnell den beiden Herzögen nach, welche bereits die Treppe erreicht hatten. —

Beireis begleitete pfiffig lächelnd die hohen Gäste bis an die Hausthür, wo das versammelte Volk dem Landesvater ein fröhliches Lebehoch brachte; der Dessauer warf dem Professor noch aus der Equipage gnädige Handgrüße hin und nach wenigen Secunden rollten die Wagen davon, dem Kirchthore zu.

Beireis verriegelte seine Hausthür und eilte in die Räume seiner Sammlungen zurück, wo der alte Leonhard bereits beschäftigt war, Bücher und Kupferstiche wieder an den gehörigen Platz zu stellen. — Beireis redete kein Wort, mit einer lächelnden Miene, welche ebenso viel siegreiches Selbstgefühl, wie Spott ausdrückte, öffnete er den Schrank wieder, wo er die Kleinodien hineingelegt hatte und trug dieselben einzeln an ganz verschiedene, unscheinbare Orte. Er hatte nämlich eigends für den Besuch der hohen Herren seine kostbarsten Metalle und Steine in diesen Schrank aus allen geheimen Verschlüssen seines Hauses zusammengetragen und brachte nun Alles wieder an die alten Plätze zurück, was eine Vorsichtsmaßregel war, da er durch die zerstreute Aufbewahrung der Kostbarkeiten am Sichersten einem Diebstahl zu entgehen glaubte, und

Niemand außer ihm die Stellen kannte, wo dieses oder Jenes von Werth lag. — Als er mit dieser Arbeit fertig geworden war, stellte er die Uhrwerke der Automaten wieder in Ruhe, überblickte die von Leonhard bereits geordneten Sachen und antwortete abermals nicht, als der Famulus, mit gesteigertem Respecte vor seinem Meister, sagte: — „Die hohen Herrschaften haben aber große Augen gemacht und werden viel Wunderbares erzählen.“

Die Miene des Hofraths schien hohnlächelnder und triumphirender zu werden. —

— „Das Goldmachen hätte der allergnädigste Herr gern gelernt“ — sagte Leonhard.

Beireis sah seinen Famulus streng an und fuhr dann weiterlächelnd bei seiner aufräumenden Beschäftigung fort; der Famulus beobachtete mit Seitenblicken und verdrießlicher, blasser Miene den Eifrigen, dessen große Thätigkeit von einer innern Aufregung zeugte. Noch einmal lief derselbe alle Räume durch, winkte dann dem Famulus ihm zu folgen und schloß den Zugang zu den Sammlungen mit einem Schlüssel zu, den er in die Tasche steckte.

Als er in das Vorzimmer seiner Studirstube eintrat und sein Blick auf die Figur des Teufels und das am Boden liegende verkohlte Hölzchen fiel, welches der

Herzog von Anhalt-Dessau im Schreck niedergeworfen hatte, trat der Zug des spöttischen Lächelns entschiedener in seine Miene zurück und als er in seine Studirstube kam und die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, lachte er laut auf, rieb sich pfiffig die Hände und murmelte: „Mundus vult decipi!“

Aufgeregt schritt er, die Hände in die langen Westentaschen gesteckt, auf und nieder, blieb zuweilen stehen, sah kichernd durch's Fenster, schob sich die weiße Ziegenhaarperrücke mit selbstzufriedenem Gefühle auf dem Kopfe zurecht und setzte dann seinen Gang durch das Studirzimmer triumphirend fort. — Er wußte, daß er heute einen großen Sieg errungen hatte — nicht nur über seine feindlich gesinnten Collegen, sondern auch in Erreichung seiner eigenen, eiteln Zwecke; — er wußte daß der Besuch der hohen Herrschaften in seinem Hause und das Gerücht von seinen Wundern wie ein Lauffeuer bereits durch ganz Helmstedt besprochen und weit in's Braunschweigische und Anhalter Land verbreitet werde — mit Schadenfreude dachte er daran, wie die anderen Professoren so ganz unbeachtet geblieben waren, wie sie sich ärgern müßten und doch jetzt nicht wagen dürften, gegen ihn zu handeln, da er die Bewunderung der Herzöge zum Verbündeten hatte. — — „Ha!“ rief er im stolzen Uebermuthe — „wer will es mir gleich

thun? — O: Ihr sogenannten Naturforscher, was wißt Ihr von der Natur? Nur mir sind die Naturkräfte gehorsam und da das Volk zu dumm ist, um das Geheimniß zu ergründen, so soll es mich anstaunen, bewundern und mir den Tribut meiner Kenntnisse bezahlen!"

Er warf sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und überließ sich ganz dem frohen, siegreichen Selbstgefühle, wobei seine blasse Miene den Zug einer schelmisch glücklichen, triumphirenden Eitelkeit deutlicher als jemals annahm.

Jetzt trat die Frau Leonhard herein und ihre Schüchternheit und respectvolle Geberde zeugten davon, daß ihr Mann bereits von den hohen Ehren erzählt haben mußte, welche dem Hofrath widerfahren waren. — „Befehlen Sie jetzt Mittagsbrod zu essen?" — fragte sie den vergnügt sie anschauenden Herrn.

— „Ja — was giebt's heute zu essen?"

— „Sie haben Mohrrüben verlangt."

— „Gut — ich will schnell Mittag halten, um die verlorne Zeit der Arbeit wieder einzuholen."

Die Frau Leonhard zog aus der Schublade eines kleinen, leeren Tisches ein weißes Drelltuch hervor, womit sie den Tisch bedeckte, legte Löffel, Gabel und Messer von Silber auf, ging dann fort und kehrte

bald mit einer Schüssel Mohrrüben, einem Teller voll Obst und einem anderen mit feinem Backwerk zurück. Beireis holte aus seinem Wandschranke eine Flasche mit einem Weinreste nebst einem weißen, großen Medicinglase voll Birkenwasser hervor, die er ebenfalls auf den Tisch setzte und dann vor demselben Platz nahm. — Hier verzehrte der weltberühmte Mann, dessen Reichthum und Wunderkraft angestaunt wurde, binnen wenigen Minuten sein frugales Junggesellen-Mahl, indem er höchst mäßig eine Portion Rüben, aber viel Obst und feines Backwerk aß, etwas Wein mit Birkenwasser vermischt trank und schnell gesättigt, bald wieder aufstand, die Flaschen nebst Obst und Backwerk in seinen Wandschrank trug, um daran sein genügsames Abendbrod wiederzufinden, und dann an den Schreibtisch zurückkehrte, um zu lesen. — Wenn man das dürftige Tischservis und die geringe, einfache Speise, die den Mann oft für einen ganzen Tag sättigen konnte, betrachtete, dann ahnte man nicht, daß in diesem Hause sich mindestens für 8000 Thaler Silbergeschirr befand und eines der reichsten Männer des Landes zu Tische saß. — Es war aber nicht Geiz, der ihn zu dieser Einfachheit und Mäßigkeit des Lebensgenusses veranlaßte, sondern vielmehr ein diätetisches Princip, welches er aus ärztlichen Gründen mit großer

Strenge befolgte und das er auch von allen seinen Patienten treu erfüllt wissen wollte. Sein reiches Silbergeschirr kam jedoch dann auf den Tisch, wenn er Freunde und Fremde zum Gastgebote bei sich eingeladen hatte und auch hier mit seinem Besitze Aufsehen machen wollte, während er aber selbst von allen, den Gästen vorgesetzten Speisen nur ein wenig Gemüse, Obst und Backwerk nahm und auch hier sein Birkenwasser zum Weine trank.

Die Frau Leonhard kannte die kurze Zeit, in welcher Beireis zu speisen gewohnt war und kam schon nach einer Viertelstunde zurück, um den Tisch abzudecken. — „Es ist draußen ein Bauer vom Kloster Sanct Ludgeri, der einen Brief abzugeben hat und auf Antwort warten soll" — sagte die Frau beim Eintreten.

— „Er mag herein kommen" — antwortete Beireis, ohne vom Buche aufzusehen. — Die Frau Leonhard ging mit dem Tischgeschirr hinaus und nach einer Weile hörte Beireis den schweren Gang des Bauern im Vorzimmer. Da dessen Schritte bald näher und bald entfernter hörbar wurden, so schloß Beireis, daß der Bauer neugierig die Gegenstände im Vorzimmer betrachte und mit schalkhaftem Lächeln erhob er sich, um das Auge an eine kaum merkliche Oeffnung in der Thür zu halten, wodurch er einen Strich des Vorzimmers

zu erspähen vermochte. Hier gewahrte er einen stämmigen, jungen Bauern, welcher den Hut unter dem Arme und einen Brief in der Hand tragend, mit einer scheuen Neugier das Teufelsbild betrachtete und nach einiger Ueberlegung und mit dem Zögern der Vorsicht, allmählig den Muth faßte, die Hand nach der Figur auszustrecken, um deren Natürlichkeit zu prüfen. — Diesen Muth eines Bauern bemerkte Beireis ungern, da er seine Gründe hatte, jede derartige Dreistigkeit im unteren Volk durch neue Furcht zu tilgen. Als der Bauer wirklich mit der Hand die Figur betastete und nun immer muthiger in seiner Geberde und kecker in seiner prallen Gesichtsmiene wurde, flog über die Züge des Hofraths eine hohnlächelnde Schadenfreude, er schob einen kleinen, eisernen Schieber der Thür so weit vor, daß er einen an der Wand befestigten Draht berührte, eilte dann an die nahe in der Zimmerecke, auf einer von vielen physikalischen Instrumenten belasteten Tische stehende Electrisirmaschine und drehte die große Glaskugel hastig durch den Griff eines Schwungrades um. Von dieser Maschine liefen zwei Drähte an der Wand weg und getrennt von einander nach der Thür — der eine endete in der Nähe des Schlosses, dessen kleiner so eben vorgeschobener Riegel, ohne das Oeffnen der Thür zu hindern, diesen ersteren Draht berührte, wäh-

rend der zweite Draht tiefer an der Wand nach der Thürschwelle lief und jenseits derselben mehremale am Boden hin und hergezogen und hier eingenietet war, so daß Jeder, welcher die Thür öffnete, ohne es zu bemerken, auf diesem Drahte stand. — Indem Beireis eilig die Maschine drehte, erhob sich an der Thür ein leises Knistern und da der kleine vorhin vorgeschobene Riegel nicht dicht an den oberen Draht stieß, sondern ein schmaler Zwischenraum übrig geblieben war, so sprangen kleine Feuerfünkchen knisternd vom Drahte nach dem Riegel über. Beireis hatte dieses schnell bemerkt, als er hinzueilte, den Riegel mit dem Drahte unmittelbar in Berührung brachte, die knisternde Funkenerscheinung damit aufhob, dann an die Maschine zurücksprang und fortfuhr zu drehen. — Unmittelbar darauf klopfte die schwere Hand des Bauern an die Thür, Beireis rief laut — „Herein!" — und in demselben Momente schrie eine rohe, ängstliche Stimme: — „O! Jesus, Marie, Joseph!" — ein furchtbares Gepolter entstand und die Thür wurde im Niederstürzen eines schwerfälligen Menschen heftig erschüttert. Mit Schadenfreude eilte Beireis an die Thür, hob die Berührung des Drahtes mit dem kleinen Riegel auf, nahm eine würdige, finstere Miene an und öffnete das Zimmer.

Der Bauer lag bebend am Boden, raffte sich bei des Professors Erscheinen auf die Kniee, faltete die Hände und blickte mit Schreck und Grauen in die finstere Miene des gefürchteten Beireis auf. — „O! Herr Jesus Christus!" — betete er — „O! rette meine arme Seele!"

— „Was treibt Ihr hier?" — fragte Beireis mit einer Milde, welche kaum das heimliche Lachen zu verbergen im Stande war.

— „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" — fuhr der Bauer fort und blickte mit der Miene des Entsetzens umher.

— „Seid Ihr krank und bedürft Ihr meiner Hülfe?"

— „Ach! der Böse hat's mir angethan und mich niedergeworfen."

— „Treibt keine Possen, steht auf und sagt mir, was Ihr wollt und was Euch hierher führt?"

Der Bauer erhob sich, suchte Hut und Brief wieder vom Boden auf und blickte auf die Thür, in welche er dem zurücktretenden Beireis folgen sollte. Zögernd und mißtrauisch näherte er sich der Schwelle.

— „Was fehlt Euch denn?" — fragte Beireis sich ungeduldig stellend.

— „O! Herr, wie ich den Drücker der Thür er-

faßt, fährt ein Höllenschlag durch alle meine Glieder, daß mir die Beine zusammensinken und ich nicht anders glaube, als daß ich sterben müßte. Barmherziger Gott, stehe mir bei!"

— „Hm! besinnt Euch einmal, lieber Freund, habt Ihr nichts gethan, wodurch Ihr den Teufel erzürnt hättet?"

— „Nein, bei Leibe nicht — ich habe noch vor der Thür draußen ein Vater-Unser gebetet, weil die Leute sagen, daß es hier im Hause nicht richtig wäre."

— „Ihr müßt aber doch den Geist, der mir dient, durch kecke Neugier herausgefodert haben — gesteht nur ein, habt Ihr die Figur im Vorzimmer berührt?"

— Ja — ich faßte daran ... aber ich habe dabei im Stillen den Spruch gebetet, den uns der Herr Vicarius auf dem Kloster gelehrt hat, um dem Bösen die Gewalt zu nehmen."

— „Seht Ihr — der Spruch nützt nichts — inskünftige rührt nichts an hier im Hause."

— „O! hier lasse ich mich nicht wieder herschicken."

— „Wer schickt Euch denn? Von wem ist der Brief? Gebt her!"

Der Bauer reichte den Brief behutsam hin, um dem Professor nicht zu nahe zu kommen und trat, als Beireis den Brief schnell ergriffen hatte, scheu zurück,

indem er vorsichtig hinter sich sah und möglichst mit dem Rücken die Wand zu erreichen suchte, um gewiß zu sein, daß ihm rücklings nichts widerfahren könne. Während Beireis las, betrachtete der Bauer alle ihm gänzlich neuen Gegenstände des Zimmers mit furchtsamen Blicken und besah mitunter die Hand, womit er vorhin die verhängnißvolle Thürklinke berührt hatte und durch welche der plötzliche Schlag in alle Glieder gefahren war. Er bekreuzigte sich und seine Lippen schienen eine Gebetformel zu plappern. — Beireis gewahrte während des Brieflesens alles dieses im Spiegel und ergötzte sich heimlich an der bangen Unruhe des Bauern. —

— „Liegt der Pater Marianus zu Bette?" — fragte er.

— „Nein, der ehrwürdige Herr hat mir selbst den Brief im Klostergarten gegeben."

— „Ihr könnt einen Brief wieder mitnehmen" — sagte Beireis und setzte sich an den Schreibtisch.

Der Pater Marianus in Benediktinerkloster St. Ludgeri vor dem Magdeburger- oder Osterthore, gehörte zu den wenigen vertrauten Freunden des Hofraths Beireis und hatte heute demselben geschrieben, daß er sich erkrankt fühlte und um ärztliche Hülfe bitte. Da Beireis keine Zeit hatte, den Weg nach dem Kloster

außerhalb der Stadt anzutreten, so wollte er dem Freunde, der ohnehin nicht bettlägerig war, einen vorläufigen, brieflichen Rath ertheilen. Der Bauer verfolgte aus der Ferne jede Bewegung des gefürchteten Mannes mit Neugierde und Scheu. Plötzlich entstand in der Wand, wo der Bauer weilte, ein Rasseln und Schnarren, so daß dieser erschrocken sich bückte und einen Sprung in die Mitte der Stube that, um, wie sein verzweiflungsvoller Blick verrieth, das Weite zu suchen. Die angeborene Neugierde hielt ihn aber zurück, als er sah, wie eine Klappe sich von selbst in der Wand öffnete, eine schwarze Figur hervortrat und auf weißer Tafel die Ziffer II empor hielt, während gleichzeitig zwei dumpfe, summende Glockenschläge ertönten. Mit Erstaunen, Furcht und unter stillem Hersagen einer Gebetformel betrachtete der Bauer diese flüchtig vorübergehende, mit dem Schließen der Wandklappe spurlos verschwindende Erscheinung, er fühlte sich nirgend mehr in der Stube sicher, befühlte sich selbst, untersuchte, ob ihm auch der Teufel nichts in die Taschen gehext habe, das seiner ewigen Seligkeit gefährlich werden könne, blickte schüchtern nach allen Seiten um sich und spähete unruhig nach dem schreibenden Manne, der keine Notiz von ihm zu nehmen schien. — Jetzt war der Brief fertig, Beireis falzte ihn, nahm ein

Schwefelhölzchen, trat damit schelmisch lächelnd an die Wand, strich es flüchtig an dieselbe ab und im Augenblicke brannte das Hölzchen hell auf und diente zum Anzünden eines Nachtlichtes. Dieses übernatürliche Geheimniß setzte den Baner in neues, schreckhaftes Erstaunen, er verfolgte jede Bewegung des Professors mit gefalteten Händen. — Der Brief war versiegelt, Beireis reichte ihn dem Boten hin, welcher mit spitzen Fingern, als fürchte er sich zu verbrennen, das Schreiben erfaßte, dann aber, ohne weiter zu hören und zu sehen, aus der Thür durch das Vorzimmer, dem Teufelsbilde in großem Halbbogen ausweichend, aus dem Hause stürzte, die Namen der Heiligen laut murmelte und von draußen noch einmal ängstlich das unheimliche Haus mit andächtiger Miene ansah. Vom Fenster ab bemerkte Beireis, daß der davon laufende Bauer den Brief weit vom Leibe abhielt.

Solche Späße mit furchtsamen Menschen machte Beireis oft, aber nicht ohne kluge Berechnung des ihm daraus erwachsenden Erfolges; sie diente ihm zur Verbreitung seines Wunderrufes und seiner Teufelskünste, die er für sich einträglich zu machen wußte, da er als scharfer Menschenkenner die Natur des Volkes richtig verstand; denn das Wunderbare zieht durch die Furcht geheimnißvoll an und der Kranke hofft, trotz

aller seiner Frömmigkeit, gern auf seine Genesung durch Wunderkräfte, welche das Abwarten des langsamen Ganges der Natur unnöthig machen. — Deshalb hatte Beireis einen weit verbreiteten Ruf als glücklicher und wunderthätiger Arzt.

Wenige Minuten waren verstrichen, als eine bescheidene Hand an die Thür klopfte. Beireis hatte bereits wieder seine Lectüre fortgesetzt und rief gleichgültig ein kaum hörbares: — „Herein!" — In der Stubenthür erschien ein junger Mann in Studententracht, dessen blasses, leidendes Antlitz einen höchst anziehenden Ernst trug, welches, durch den seelenvollen Blick aus dunkeln Augen sanft und angenehm gemacht, den Charakter des Nachdenkens und festen Sinnes verrieth. Sein violetter, abgetragener Rock von unächtem Sammet, seine in den Händen gehaltene Mütze mit dem geschwärzten Silberstreifen, sein übergeschlagener Hemdkragen deuteten ebensowol auf Entbehrung, als auf eine gewisse Idealität hin, aber in der Bescheidenheit sprach sich zugleich ein entschiedenes bewußtes Wollen aus. —

— „Herr Hofrath" — nahm er das Wort — „Sie wollten mir meine gewisse Arbeit im Laboratorium anweisen — gefällt es Ihnen heute, meine Wünsche zu erfüllen?"

— „Ha! Sie sind es, mein lieber Schmidt — setzen

Sie sich zu mir, ich habe seit den acht Tagen, wo Sie in meinem Hause freien Zutritt fanden, schon immer einmal mit Ihnen über Ihre Zukunft sprechen wollen — da meine Zeiteintheilung durch den Besuch der durchlauchtigen Personen einmal gestört worden ist, so lassen Sie uns jetzt davon reden."

Eine stille Freude leuchtete in dem blassen Antlitze des jungen Mannes auf. Beireis befand sich in derjenigen guten Stimmung, welche besonders geeignet war, dem Studenten Schmidt Hoffnung und Lebensmuth zu erwecken. Es war nämlich in Beireis durch die Vorgänge des heutigen Mittags der eitle Ehrgeiz in vollem Maße befriedigt, der Stolz gesättigt und ein Sieg über Alle gefeiert worden, die er im Stillen verachtete oder denen er imponiren wollte. Dieses Gefühl der nach Bewunderung strebenden, völlig befriedigten Eitelkeit machte ihn allerdings übermüthig, herrschsüchtig und kühn in seinen Forderungen, aber es verband sich immer in ihm mit einem andern Elemente seiner ursprünglichen Natur — mit der Menschenfreundlichkeit, dem Mitleide und der Gefälligkeit, namentlich gegen Diejenigen, welche ihn bewunderten. — Seine Freunde wußten recht gut, daß Beireis niemals gefälliger, leutseliger und theilnehmender war, als in Momenten, wo seine Eitelkeit einen stolzen Triumph feierte und

dieses war seine gute Seite, die ihm mancher Hülfsbedürftige Dank wußte. Zu dieser natürlichen oft in Menschencharakteren angetroffenen Vereinigung der Selbstsucht und der Menschenfreundlichkeit, kam in Beireis' Natur noch der eitle Sporn hinzu, daß er den Ruf des Wohlthäters haben wollte, dem er, da er durchaus bei seinem Bereicherungsstreben keinen Geiz kannte, auch vielfältige Opfer brachte, zumal, wo er mit einem seiner verhaßten Collegen in diesem Wohlthun concurriren sollte.

In dieser günstigen Stimmung fand heute der Student Heinrich Schmidt den Mann, auf dessen Hülfe er eine große Lebenszukunft still gestützt hatte. Als Beireis ihn wiederholt auf den nächsten Stuhl gewiesen, dann mit sichtlichem Wohlgefallen den Studenten scharfblickend verfolgt und in seinem Arbeitssessel eine behagliche, zur vertraulichen Unterredung einladende und ermunternde Haltung angenommen hatte, sprach er wohlwollend: — „Sie haben mir gesagt, daß es ein Bedürfniß bei Ihnen sei, über Alles, was Ihr Interesse erregt, anhaltend nachzudenken und Dasjenige zu erreichen, was Andern möglich werde."

Schmidt sah bedeutsam, mit leichter Erhitzung der blassen Wangen, den Professor an und wollte im inneren Wogen seiner Gefühle ein großes Geheimniß des

Lebens zur Erklärung seines Dranges nach besonderem Wissen, in die Hände des bewunderten Mannes legen, als dieser fortfuhr: — „Sie sagten mir vor acht Tagen, an dem späten, mondhellen Abende, wo ich Sie vor meiner Thür traf, daß Sie darauf ausgingen, es mir nachzuthun und Stoffe zu entdecken, die nicht Jeder zu finden vermöge — was haben Sie seitdem gefunden, daß ich Sie im Laboratorium beschäftige?"

— „Herr Hofrath — dort habe ich Stoffe gesehen, die ich auf chemischem Wege zerlegte, aber ich weiß, daß sie mir ohne Ihr ferneres Geheimniß nichts nützen können — ich flehe Sie an, lehren Sie mich die Armuth zu überwinden — oder gestehen Sie mir offen, daß Sie Ihr Vermögen nicht durch chemische Producte haben, daß es unmöglich sei, Gold zu machen."

— „Sie wollen das Goldmachen lernen — das macht Ihrem Verstande Ehre" — erwiderte Beireis mit spitzigem Lächeln — „aber was haben Sie in meinem Laboratorium zerlegt und erkannt?"

— „Ich bin zu ehrlich, um Ihnen nicht eine treue Rechenschaft über Alles zu geben, was ich in dieser Beziehung thue — Sie lassen eine braune Substanz in großen Quantitäten verarbeiten und ich suchte, mit den mir bereits dienstbaren Kenntnissen von der Chemie, diesen Stoff zu scheiden in seine Bestandtheile — ich

glaubte früher, er nütze zur Goldmischung, aber daran zweifle ich, da ich in dem braunen Stoffe nichts anderes als Schwefelnatrium erkannt habe."

— „Was sagen Sie?" — rief Beireis hitzig und seine scharf und fein markirten Gesichtszüge zu einem Ausdrucke verdächtigen Forschens anspannend — „was haben Sie gefunden? Was reden Sie von Schwefelnatrium?"

Schmidt fürchtete schon, durch diese unvorsichtige, aber von seiner Ehrlichkeit geforderte Aeußerung, die Gunst des Hofrathes auf's Spiel gesetzt zu haben und sprach, absichtlich zu seiner Entschuldigung: — „Sie werden keinen Mißbrauch Ihres Vertrauens darin erkennen, denn ich gestand Ihnen offen mein Dichten und Trachten ein, Naturgeheimnisse zu entdecken und mir ein Vermögen dadurch zu verschaffen; aber ich empfinde die heilige Pflicht in mir, nichts vor Ihnen, meinem Lehrer, zu verheimlichen."

— „Woher haben Sie die Kenntnisse der Chemie, um einen Stoff in seine Bestandtheile scheiden zu können?" — fragte Beireis zwar listig aushorchend, aber doch das stille Wohlgefallen am jungen Manne zu erkennen gebend.

— „Ich sitze manchen Abend bis in die späte Nacht bei chemischen Versuchen und bin bemüht, was ich von

Ihnen höre und sehe, durch eigenes Nachdenken und Probiren nachzumachen."

— „Da Sie eine Anlage zur Scheidekunst und wie ich weiß, ein Geschick in Behandlung äußerer Krankheiten haben, so will ich für Ihre Zukunft sorgen und Sie zum tüchtigen Arzte ausbilden. In meinem Laboratorium habe ich an dem alten Famulus Leonhard eine hinreichende Hülfe, ich will Sie aber zu meinem chirurgischen Famulus machen, der zur Noth statt meiner die Patienten besuchen und die Schäden kunstgerecht verbinden kann."

Schmidt hatte mit großer Aufregung zugehört und man merkte ihm an, daß seine eigentlichen Lebenswünsche durch das wohlwollende Anerbieten des Hofrathes nicht wirklich verstanden und befriedigt waren; er schien innerlich zu kämpfen, seine Miene wurde leidenschaftlich und schmerzlich, der zunehmende Drang seiner Gedanken und Gefühle, das Bewußtsein, daß in diesem Augenblicke die selten dargebotene Gelegenheit gegeben sei, dem einflußreichen Manne an's Herz zu kommen, machte ihn muthig und als er sich mit den Blicken eines Seelenkenners betrachtet sah und an dem feinen Lächeln, welches um des Hofrathes Mund spielte, zu erkennen glaubte, daß er bereits durchschaut sei — da ergriff er kühn die auf dem Kniee ruhende Hand des

Mannes und sprach heftig: — „O! ich flehe Sie an, helfen Sie mir, machen Sie zwei Menschen glücklich, erbarmen Sie sich meiner Armuth, meines Schicksals, meiner Liebe!"

Beireis horchte neugierig auf und da Schmidt an dem wohlwollenden Lächeln desselben erkannte, daß er durch seine leidenschaftliche Ansprache den Mann nicht von sich abgewandt habe, fuhr er flehendlich fort: — „Ja! Herr! an mein Schicksal, an meine Armuth ist das Wohl oder Wehe eines anderen Menschen gekettet, ich werde ein schuldloses Mädchen glücklich oder unglücklich machen."

Beireis lächelte in diesem Augenblicke mehr spöttisch, denn er konnte als Junggesell das Gefühl der ersten Liebe nicht beurtheilen und seine scheinbare Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht hatte ihm sogar in Helmstedt in den Ruf des Weiberfeindes gebracht. — „Ei" — lachte er — „Sie girren auch schon nach dem Täubchen? Hm! dafür habe ich Sie für zu ernst und wißbegierig angesehen — also Sie sind verliebt?"

Heinrich Schmidt war betroffen über die Verhöhnung, welche sein erregtes Gefühl weit reizbarer fühlte, als sie in den lachenden Worten des Hofrathes selbst gelegen haben mochte — er vergaß alle anderen Rücksichten und sprach heftig: — „Ich habe mich nicht ge-

fragt, ob und wen ich lieben soll, die Liebe ist eine Macht, die uns überfällt und beherrscht und der wir hingegeben sind, wie die Elemente, die sich in chemischer Verwandtschaft suchen und immer wieder zu vereinigen streben, wenn sie geschieden werden."

— „Nun? wer ist denn das Mädchen?"

Schmidt starrte den mehr gleichgültigen Hofrath mit einer Art von Bestürzung an — er zögerte, als er denselben wieder lächeln sah, plötzlich überwältigte ihn aber die Leidenschaft und er sprach glühend: — „Sie können mich nicht tadeln, o! bemitleiden Sie wenigstens mein Schicksal und erbarmen Sie sich meines Vertrauens — Ihnen allein kann ich das Geheimniß meines Lebens offenbaren, Sie nur können mir helfen, in Ihrem Willen steht es, mich und ein gutgesinntes Mädchen glücklich zu machen oder elend werden zu lassen."

— „So reden Sie" — sprach Beireis mit plötzlichem Ernste.

Der Student fuhr neu ermuthigt fort: — „Im letzten Frühjahr behandelte ich, um mir etwas Lebensunterhalt zu verdienen, unter mitleidiger Erlaubniß des Doctor Wagner, einen Bauern auf benachbartem Dorfe; dort begegnete ich in einer Weidenallee täglich einem jungen Mädchen, welches bei einem Verwandten zeitweise die Landluft genießen sollte, und mich durch Un-

schuld und Schönheit fesselte. Wir wurden bekannt, ich ging täglich zu ihr, wir konnten Beide keine Rechenschaft über den Drang geben, der uns unruhig zu einander führte — wir faßten ein rasches, glückliches Vertrauen zu unserem beiderseitigen Gefühle und ohne weitere Ueberlegung schwuren wir uns ewige Liebe."

Beireis lächelte wieder. —

— „Meine Braut ist reich, ihr Vater stolz und geizig — ich bin arm, ohne Aussicht" — fuhr Schmidt schmerzlich fort — „unsere Liebe ist hoffnungslos, denn niemals wird der reiche Mann seine Tochter einem mittellosen Studenten geben; — da nahm ich mir vor, daß ich durch unermüdliches Nachsinnen es Ihnen nachthun, daß ich Entdeckungen in den Naturkräften machen wolle, die mich zu einem wohlhabenden Manne heraufbringen könnten, ich mußte Tag und Nacht an Sie denken, Ihr Anblick ermunterte mich, daß es möglich werden könne, Geheimnisse zu enthüllen, in der Natur Schätze zu graben, die von der Welt begierig gesucht werden — ja, wenn es wahr ist, daß Sie Gold zu machen verstehen, dann muß ich es herausgrübeln und sollte ich nicht Ruhe finden im Leben, bis ich es entdeckt habe."

Beireis hatte mit einer seltsamen Miene zugehört — theils drückte sich Wohlgefallen an dem jungen

Manne in seinem Blicke aus, theils hatte sein Mund den Zug eines bemitleidenden, vornehm belächelnden Selbstgefühls. Mit dieser Mischung von Mitleid und Geringschätzung eines jugendlichen Strebens, das keck genug war, es ihm gleich thun zu wollen, sprach er hochmüthig herablassend: — „Sie haben ein keckes Beginnen, junger Mann, Sie trauen sich Kräfte zu, die nur wenigen Menschen verliehen worden sind, Sie hoffen auf die Natur, daß sich diese Ihrem Sinne bereitwillig offenbaren werde — ich aber sage Ihnen, daß andere Kräfte dazu gehören, als diejenigen, welche Sie begreifen. Sie wollen es mir nachthun — mein lieber Freund, das belustigt mich — wie hätte ich der Mann werden können, der ich bin, wenn nicht eine andere, als die gewöhnliche Kraft des Verstandes mir volle Macht über die Natur verliehen hätte."

Als Beireis diese Worte gesprochen hatte, blickte er den Studenten scharf an, um die Wirkung zu erspähen. Das offene, vertrauungsvolle Wesen Schmidts blieb unverändert; — seine freie, alles Truges unfähige Seele sprach sich in seinem Antlitze aus. — „Herr Hofrath" — begann er — „in der gesammten Natur kann es nur Ursache und Wirkung geben und ich bin der Meinung, daß hier ähnliche Gesetze walten, wie in der Denklehre, wo der eine Begriff aus dem andern ent-

springt, wo zwei Sätze durch einen dritten nothwendig verbunden werden und jegliche Willkür aufhört — und so wie ich im Denken durch Satz und Schluß zu neuen Begriffen gelange, so muß ich auch in der Natur aus zwei erkannten Kräften die dritte neue Kraft finden."

Beireis sah den Studenten sehr ernsthaft an. — „Haben Sie im Volke noch nicht sagen hören, daß man mir geheime Kräfte zuschreibt?" — fragte er mit einem ebenso vorsichtigen als prüfenden Blicke.

— „Ich weiß, was die Welt spricht" — erwiderte Heinrich Schmidt freimüthig — „aber ich glaube an eine ewige Nothwendigkeit in der Natur und daß der Mensch die Naturkräfte nur dann zu seinem Vortheile dienstbar machen kann, wenn er sich selbst ihrer Gesetze bewußt ist und diese erfüllt. Ich kenne erst ein Unbedeutendes von der Natur, aber dies Wenige hat mich an die Construction des Ganzen gemahnt, ebenso wie ich aus dem kleinsten Segmente eines Kreises den ganzen Zirkel zu berechnen vermag."

— „Sie gefallen mir, ich will für Sie sorgen" — rief Beireis schnell, indem er dem Studenten freundlich die Hand darbot — „Sie sind arm?"

— „Ich bin der Sohn eines armen früh gestorbenen Leinwebers aus der Nähe von Wolfenbüttel —

daß ich eine Schule besuchen und nach Helmstedt zum Studium der Medicin gelangen konnte, verdanke ich der Munificenz eines bereits verewigten Landpredigers, der früher selbst in Helmstedt studirt hatte und mich mit Empfehlungsschreiben an seine alten Lehrer sendete. So erhielt ich den Freitisch, ein kleines Geldstipendium durch den Hofprediger Dreißigmark am Dom zu Braunschweig, und während der zwei Jahre, die ich hier bin, habe ich auf den Dörfern eine stille, chirurgische Praxis getrieben, die mir die Professoren mitleidsvoll nachsehen."

— „Ich weiß, Sie gelten für einen fleißigen, stillen Menschen" — sagte Beireis — „ich will für Sie sorgen."

Mit glühender Dankbarkeit preßte Schmidt die Hand des Hofrathes, dieser aber winkte ihm zur Ruhe auf seinen Stuhl zurück und fragte ernst: — „Wie kamen Sie auf die Vorliebe zur Chemie?"

— „Ihr Wissen, Ihr Ruf und Beispiel hat die Neigung in mir rasch geweckt" — antwortete Schmidt; — „da ich nicht die Mittel besaß, das theuere Colleg bei Ihnen zu bezahlen, so haschte ich bei anderen Studenten nach Allem, was Sie in Ihrem Hörsaale und Laboratorium erfahren hatten und ich grübelte und experimentirte in meiner Stube still weiter. Neulich faßte ich den Muth, Sie um freien Besuch Ihres Col-

leg zu bitten und Sie haben mir an jenem Abend vor acht Tagen mehr gewährt, als ich gebeten, aber seit lange innerlich gewünscht hatte. O! ich flehe Sie an, lehren Sie mich, wie ich das Vermögen durch chemische Kunst erwerben kann, welches genügt, dem reichen Manne meiner Braut zu imponiren!"

— „Das ist ein wunderlicher Wunsch von Ihnen, in der That — den hat Ihnen wol das Mädchen eingegeben, die Liebe soll ja närrisch machen" — sagte Beireis, indem sein spöttisches Lächeln auf den Mund zurückkehrte.

— „Die Liebe macht mich kühn, um das Größte zu ringen, was das Ziel meines Herzens von mir fordern sollte" — antwortete Schmidt mit schmerzlicher Begeisterung. — „Aber es liegt auch in mir der natürliche Drang, die Geheimnisse der Natur zu ergründen und gewiß darüber zu werden, was die Menschen ein Wunder nennen."

— „Wer ist das Mädchen, welches Sie lieben?„ — fragte Beireis ablenkend.

— „Indem ich Ihnen dies anvertraue, gebe ich mein Schicksal in ihre Hände — würde der stolze, reiche Vater meiner Verlobten von mir, dem armen Studenten hören, dann...."

— „Nun — er könnte Ihnen ja das Studium er-

leichtern?" fiel Beireis ein, dem die Wichtigkeit nicht behagte, womit Schmidt das Geheimniß seines Herzens ihm anvertrauen wollte.

— „Gretchen, die Tochter des reichen Kornspeculanten und Essighändlers Schlosser am Markte, hat mir ewige Liebe geschworen..."

— „Freilich" — sagte Beireis schnell und mit bedeutsamem Lächeln — „da sind Sie an den unrechten Mann gekommen — seine Tochter Gretchen habe ich selbst damals auf's Land zur Stärkung geschickt, als sie von mir an einem Fieber behandelt worden war."

Jetzt fühlte Schmidt, daß er mit dem Geständnisse eine große Last abgewälzt hatte und wurde muthiger in der eigentlichen Absicht seiner Wünsche. — „Niemals" — sprach er feurig — „niemals wird der reiche Mann unser Verständniß billigen und lieber unsägliches Elend über seine Tochter und mich verhängen — darum will ich selbst erst Vermögen erwerben, ehe ich ihm unter die Augen trete. Das aber ist auf chemischem Wege möglich — das weiß ich."

Beireis sah den in seiner inneren Bewegung so freimüthigen Studenten listig an und fragte etwas stutzig: — „Woher wissen Sie das?"

— „Das Beispiel ihres eigenen Lebens hat mich davon überzeugt" — antwortete Schmidt glühend —

„ich habe gehört, daß auch Sie hülflos nach Helmstedt gekommen, von Heister liebreich aufgenommen sind und alsbald Chemie getrieben haben. Ich habe erfahren, daß Sie zu chemischen Resultaten gekommen sind, die viel Geld einbringen — die Welt sagt, daß Sie Alchymie treiben, auf wunderbare Weise Essig bereiten, den Schlosser unter seinem Namen verkauft — daß Sie herrliche Farben herstellen, die mit großen Summen bezahlt werden — das muß und will ich auch herausbringen und sollte ich es Jahre lang mit Hunger und schlaflosen Nächten erkaufen."

— „Junger Mann, Sie dauern mich" — sagte Beireis ernst — „Sie trauen sich etwas zu, welches eigener Wille und Muth allein niemals erreichen werden."

— „O! darum flehe ich Sie an, erbarmen Sie sich meines Strebens — üben Sie an mir die Güte, die Ihnen einst der berühmte Heister erwiesen hat — führen Sie mich ein in die Wissenschaft und das Leben!"

— „Dazu darf man nicht leidenschaftlich sein" — versetzte Beireis — „man muß nur für die Wissenschaft leben."

— „Bedarf aber der Mensch nicht des Sporns zur Ausdauer im Ringen nach Ungewöhnlichen? Ist es nicht erforderlich, daß bei dem Einen der Drang

nach Ruhm, bei dem Andern das Ziel des liebesehnenden Herzens, bei dem Dritten die Habgier oder eine andere Leidenschaft die guten Kräfte in Spannung erhalte?"

Plötzlich stand Beireis auf, schritt einmal durch die Länge seiner Studirstube und es schien, als ob er eben aus dem Munde des jungen Mannes eine Wahrheit gehört habe, die er nicht vernehmen wollte. — Ich will für Sie dasselbe thun, was Heister an mir gethan hat" — sagte er, vor dem Studenten mit einem stolzen Ausdrucke seiner Würde stehen bleibend. — „Sie sollen mein ärztlicher Famulus werden, ich will Sie zum tüchtigen Arzte herausbilden und dadurch Ihren Lebensboden gründen helfen. Gehen Sie nebenbei auf Entdeckungen von Naturgeheimnissen aus, nun so thuen Sie es mir nach, grübeln Sie, probiren Sie Ihre Kräfte und sehen Sie zu, was Sie herausbringen."

— „Ich habe Muth gefaßt, der Natur neue Kräfte abzugewinnen" — sagte Schmidt mit der ihm eigenen Offenheit — „ich werde nicht ruhen und rasten, dasjenige kennen zu lernen, was Andere, was namentlich Sie der Natur als Geheimniß abgewonnen haben. Zwei Dinge sind es aber vorzugsweise, die ich mir zum Ziele des Lebens gemacht habe — chemische Fabrikate und Gold zu produciren."

Beireis lachte laut auf und sah nach der Uhr. —

— „Ich bin auf dem Wege zu den Fabrikaten" — fuhr Schmidt mit Nachdruck und ernstem Blicke fort, da er glaubte, daß der unaufmerksam gewordene Hofrath ihn verspotte. — Diese Aeußerung bestimmte den Hofrath, in seinem fortgesetzten Gange durch das Zimmer plötzlich stehen zu bleiben und den Studenten mit seitwärts schielenden, stechenden Augen zu betrachten. — „Was haben Sie fabrizirt?" fragte er geringschätzend.

— „Der Drang, irgend einen Essig zu erfinden, der nicht die Zeit der Gährung nöthig habe, wie man es von dem Essig behauptet, welchen Schlosser verkauft, hat mich auf den Gedanken gebracht, Weingeist zu verändern und da habe ich gefunden, daß derselbe, auf Platinaschwamm getröpfelt, augenblicklich zu scharfem Essig wird."

Beireis horchte gespannt auf, sein Lächeln wurde ein gezwungenes, als er mit verstellter Gleichgültigkeit fragte: — „Nun? Und was weiter?"

— „Bis soweit bin ich erst gelangt" — antwortete Schmidt mit einer so liebenswürdigen Aufrichtigkeit, daß Beireis selbst davon mild berührt zu sein schien. — „Weiter — Weiter?" — rief er ungeduldig.

— „Ich wollte mich in der akalytischen Chemie

üben" — fuhr Schmidt fort — „ich nahm die braune Masse, welche Leonhard in großen Quantitäten für Sie anfertigen muß; — ich zerlegte sie in dieselben Bestandtheile, aus welchen Schwefel und Natrium bestehen — und da habe ich gefunden, daß wenn man diesen Stoff — dessen chemische Bereitung ich noch finden muß, wozu ich vielleicht Glaubersalz und einen Stoff nehme, der im Feuer den Sauerstoff aus dem Salze zu ziehen vermag — mit Thonerde zusammenglühe, eine schöne blaue Farbe entsteht, die mit derjenigen Aehnlichkeit hat, welche Sie in großen Massen von Leonhard bereiten lassen."

— „Wo haben Sie diese Experimente gemacht? Woher nimmt ein armer Student Platinaschwamm?" — fragte Beireis mit einer Heftigkeit, die ein deutliches Mißtrauen zu erkennen gab.

— „Herr Hofrath, das waren meine bisherigen Studien in Ihrem Laboratorium, dessen Besuch Sie mir gestattet haben" — gab Schmidt ruhig zur Antwort.

— „Waren andere Studenten dabei? Redeten Sie über Ihre Experimente mit Andern?" — fragte Beireis schnell und finster.

— „Nein — ich forsche allein — ich suche ja ein Geheimniß zu finden."

Beireis lachte gezwungen, nahm seine heitere Miene

wieder an, setzte sich, mit listigem Zuge des Mundes, auf den vorhin verlassenen Sessel am Schreibtische und sprach absichtlich in guter Laune: — „Also beinahe sah Ihr Produkt meiner blauen Farbe ähnlich — beinahe — Hm! mein lieber Freund, wenn Sie von dieser blauen Farbe jährlich viele tausend Pfunde zu fabriciren vermöchten, so würden Sie nicht reich daran werden, da das Fabrikat kaum höhern Werth hat, als die Zuthaten ... doch weil Sie Talent und Vorliebe zu chemischen Arbeiten haben, so will ich Sie zu meinem Gehülfen machen, der mir in meinen Farbe- und Essigproductionen die Mühe abnimmt — aber ich fordere vorher einen schweren Eid der Verschwiegenheit."

Eine glückliche Freude strahlte über Schmidts Antlitz, er wäre fast vor dem gütigen Manne auf die Knieen gefallen, um ihm die Gefühle des Dankes und der Verehrung so auszudrücken, wie er sie lebhaft empfand. Beireis beobachtete ihn ebenso schlau als freundlich. — „Ich bin zu jedem Schwure bereit" — rief Schmidt — „bei meiner Liebe zu dem edlen Gretchen schwöre ich Ihnen, daß ich mich ganz Ihrem Dienste weihen will."

Die Erwähnung der Liebe zwang Beireis ein spöttisches Verziehen der Mundwinkel ab. — „Wer ein Gehülfe meiner Geheimnisse werden will, muß, so fern

er an Gott glaubt, bei Gott schwören und seine eigene Seligkeit verpfänden" — sprach Beireis mit dem stechenden Blicke eines schlauen Menschenkenners.

— „Ja! ich glaube an Gott!" — sagte Schmidt feierlich.

— „Fühlen Sie sich stark genug, dem eigenen Vortheile unbedingt so lange zu entsagen, bis ich dereinst Ihnen erlaube, sich selbst zu nützen?"

— „Ja! — ich habe ja dann die Gewißheit, die Geliebte zu besitzen."

— „Gut — das Mädchen verspreche ich Ihnen, kraft meines Einflusses auf den Vater, als Lohn für Ihre Treue gegen mich und Ihren Schwur; — so schwören und geloben Sie bei Gott und Ihrer Ehre und Seligkeit von Allem, was Sie in meinem Hause erfahren und thun, kein Wörtlein gegen einen Andern über die Zunge zu bringen, nur für meinen Vortheil zu leben und ruhig abzuwarten, wann ich Sie belohne."

Schmidt schwur dieses mit großer Bewegung seiner Gefühle in die Hand des Hofraths.

— „Gut denn" — sprach dieser, sich erhebend — „ich werde Sie auf die Probe stellen — Sie sollen mir hülfreiche Hand in der Bereitung meiner ordinären Fabrikate, wie Farben und Essig, leisten."

— „Herr Hofrath" — nahm der Student nach

einigem Zögern das Wort — „ich habe einen Schwur vor mir selbst gethan, meine Ruhe und Zeit daran zu setzen — wenn es möglich ist — das Geheimniß des Goldmachens herauszubringen; — damit ich nicht vergeblich meine Ruhe und Zeit verschwende, so bitte ich Sie, sagen Sie mir, kann der Mensch es der Natur nachthun und Gold machen?“

Beireis stutzte, sah den jungen Mann scharf an und antwortete dann: — „Ja — ich kann es“ — — Als er bemerkte, daß Schmidt eine große innere Bewegung zeigte, fuhr er mit berechneter Ruhe fort: — „Wenn Sie mir treu sind und sich in den übrigen Geheimnissen bewähren, so will ich Ihnen einst zur Hochzeit die Kunst des Goldmachens lehren — das sei meine letzte Aussteuer für das Leben.“

Der Student war in eine glückliche Verwirrung gerathen — Beireis beobachtete ihn mit einem geheimnißvollen Lächeln.

Jetzt trat Leonhard in die Stube, sah den Studenten grämlich an und sagte: — „Herr Hofrath, draußen stehen mehre Patienten, welche Sie sprechen möchten; ich hätte sie schon längst zu Ihnen eingelassen, wenn ich nicht der Meinung gewesen wäre, daß sich schon ein Patient in Ihrer Stube befände.“ — Diese absichtlich betonten Worte begleitete Leonhard mit ei-

nem neidischen, feindseligen Blicke auf den Studenten Schmidt. —

Beireis wendete sich schnell zu diesem, sah ihn noch einmal scharf und ernst an, faßte seine Hand und sprach: — „Vergessen Sie nicht, was Sie gelobt haben — nun gehen Sie in das Laboratorium, ich werde Ihnen sogleich Arbeit geben.“

Schmidt erwiderte diese letzte Ansprache des Professors mit der Geberde großer, dankbarer Gefühlsaufregung und ging hinaus; — Leonhard sah ihm verwundert nach und blieb absichtlich bei dem Professor zurück, als erwarte er eine Erklärung des Vorgefallenen.

— „Ich habe den jungen Mann zu meinem medicinischen Famulus gemacht, damit er mir in der Folge manchen Krankenbesuch abnehmen und äußere Schäden verbinden lernt; inzwischen will ich ihn im Laboratorium mit Anfertigung von Arzneistoffen beschäftigen, er soll Sal mirabile und Pflanzenextracte bereiten für meine Reiseapotheke auf der Landpraxis.“

Leonhard schien durch diese Mittheilung befriedigt zu sein, da er nun hoffen durfte, in den geheimen, chemischen Arbeiten der allein vertraute Gehülfe des Meisters zu bleiben.

— „Mein Wille ist, daß Du ihn fortwährend still

beobachtest, ihn allmählig auskundschaftest, aber ruhig gewähren läßt, freundlich gegen ihn bist und mit ihm Gespräche führst, die Dir Gelegenheit geben, sein Dichten und Trachten zu erfahren; Alles berichtest Du mir wieder — hörst Du!"

— „Er hat mich schon oft, und auch mit einer flehenden Geberde und geheimer Unruhe gefragt, ob es wirklich wahr sei, daß Sie gutes, münzfähiges Gold produciren könnten, da es ihm zweifelhaft sei — auch hat er bei mir auszukundschaften gesucht, wodurch Sie so viel Geld einnähmen und ob die schöne, blaue Farbe, die ich aus Lasurstein und geheimer Erde zusammenglühe, noch zu etwas Anderem diene — und als ich ihm sagte, daß ich das selbst nicht wisse, da hat er mich um nichts wieder gefragt."

— „Beobachte ihn — nun gehe in das Laboratorium, ich werde gleich ebenfalls dort erscheinen."

Leonhard entfernte sich. — Beireis lächelte schlau. — „Diesen Studenten Schmidt muß ich unter meinen Augen behalten" — sprach er zu sich selbst — „es steckt etwas von mir, von meiner Natur, darin — er könnte mir mit der Zeit gefährlich werden. — Er soll seine Zeit und Kräfte am Goldmachen abmühen, der Gedanke daran wird ihn immer wieder dahin treiben, das ist eben der Teufel, der ihn packt; er wird es mir

in der Alchymie, trotz Schwur und Ehrlichkeit, in stiller Stunde nachthun wollen, hi! hi! er wird Gold zu machen suchen — gut das — dann schadet er meinen anderen Geheimnissen nicht. Ueberließe ich ihn sich selbst, so wäre es möglich, daß er durch Grübeln und Talent auf Dinge käme, die nur mir enthüllt bleiben sollen... darum will ich ihn hinhalten, irre leiten — und am Ende auf andere Weise entschädigen."

Diese letzten Worte dachte Beireis mehr, als er sie sprach, denn er öffnete während dem die zum Vorzimmer führende Thür, wo sich bereits die Patienten eingefunden hatten, welche ihn consultiren wollten. Dieses Geschäft war bald beendet, zumal einer der Hülfesuchenden gekommen war, um den Hofrath schleunigst an das Bett eines plötzlich erkrankten angesehenen Gutsbesitzers in der Nähe Helmstedts zu rufen, dessen Wagen bereits im Gasthofe für Beireis bereit stand. Nachdem er deshalb die Patienten schnell befriedigt hatte, eilte er in das Laboratorium, gab dem Studenten Schmidt auf, ein Extract aus den heute frisch angekommenen, bereits gereinigten Pflanzenwurzeln zu kochen und befahl dem alten Famulus, dazu die nöthige Anweisung zu geben. Dann ging er wieder in seine Stube zurück, wo er nur noch Zeit hatte, sich für den Krankenbesuch reisefertig zu machen, da bald die Chaise des Guts-

besitzers vorfuhr und die Frau Leonhard erschien, um den Medicinkasten in den Wagen zu tragen.

. . . .

In den Nachmittagsstunden befanden sich Leonhard und Schmidt allein im Laboratorium, dessen vergitterte Fenster in dickem Mauergewölbe nur durch die oberen Scheiben vom Garten her ein kärgliches Licht einfallen ließen, während die Kohlengluth unheimlich einen röthlichen Schein über die Wände warf. — Leonhard hatte den Studenten in der ihm aufgetragenen Arbeit unterrichtet und der Pflanzensaft befand sich bereits im Einkochen auf dem Feuer. Schmidt schritt still durch den unfreundlichen Raum, sah nach dem Fenster auf, wo er nur ein Stückchen vom blauen Himmel und die Spitzen der grünen Bäume erspähen konnte, dann seufzte er und schritt gedankenvoll weiter. Leonhard hatte ihn schon längst beobachtet und redete ihn jetzt an.

— „Diese Arbeit behagt Ihnen wol nicht? — Aber wer Gold machen will, muß bei'm Wurzelschaben anfangen."

Es lag in dieser Anrede so viel Bitterkeit, daß Schmidt plötzlich stehen blieb und dem Famulus scharf in das kränkliche, grämliche Gesicht sah.

— „Ich meine nur" — setzte Leonhard schnell

hinzu — „daß man so leicht nicht in die Geheimnisse eingeweiht wird.“ —

— „Was nennen Sie Geheimniß?“ — fragte Schmidt mit schmerzlichem Lächeln — „was heute die ganze Welt weiß, das war vor funfzig Jahren noch ein Wunder, welches man anstaunte — was heute noch ein Räthsel ist, das wird in funfzig Jahren von allen Kathedern docirt werden.“

— „Das sollen die Herren aber mit den Geheimnissen des Hofrath Beireis wol bleiben lassen“ — sagte Leonhard mit einer so wichtigen Miene, als sei er in Alles eingeweiht, denn sein einziger Ehrgeiz war der, ein Vertrauter von dem berühmten Professor und Chemiker zu sein.

— „Was nennen Sie Geheimniß?“ — fragte Schmidt mit dem Tone der Ueberlegenheit wiederholt.

— „Nun? Sie werden es dem Herrn Hofrath doch in seinen Wundern nicht gleich thun wollen?“

— „Es giebt kein Wunder, mein lieber Mann — in der Natur geht Alles natürlich zu.“

— „Also glauben Sie nicht an seine höhere Gewalt über die Geister und unheimlichen Naturmächte — nicht an seine geheime Kunst, die Stoffe nach Willkür zu trennen und zu binden und die bösen We-

sen, die in den Stoffen wohnen, zu beherrschen und zu bannen?"

— „Der Hofrath ist ein Mensch wie wir, darum kann er keine Wunder thun — in der ganzen Natur giebt es keine Willkür, sondern eine ewige Despotie und tyrannische Macht der Gesetze — weder Gott noch ein Sterblicher vermag auch nur eins dieser Gesetze aufzuheben — und „ihr Herr sein" heißt nicht anderes, als sich der Nothwendigkeit fügen und diese zum Nutzen der Wissenschaft und des Lebens anwendbar zu machen."

Leonhard starrte den Studenten groß an. — „Sie haben wunderliche, freigeistige Vorurtheile" — versetzte er — „Sie wollen, wie ich weiß, Wunder und Geheimnisse lernen und glauben nicht daran — hm! das verstehe ich nicht."

— „Glauben Sie denn daran, daß der Hofrath seine geheimen Kenntnisse durch übernatürliche Macht gefunden habe?"

— „Ja — das ist gewiß — das glaube ich" — gab Leonhard fast trotzig zur Antwort.

— Schmidt lächelte auf seine schwermüthige Weise. Dies reizte den Famulus erst recht, denn sein eigener Stolz gründete sich auf den Ruhm seines Herrn; — mit hitzigem Eifer sprach er: — „Wo die ganze Welt

den Hofrath anstaunt, Herzöge ihn bewundern, Gelehrte vor ihm schweigen, täglich neue Wunder von seiner Hand an Kranken und im Auditorium geschehen und der Teufel selbst zum dienstbaren Knechte wird, da wollten Sie zweifeln? — Gehören Sie etwa zu der Clique, welche die neidischen Zweifel der Professoren Bartels und Remer nachbetet?"

— „Mein lieber Leonhard" — erwiderte Schmidt sanft und mit der Ruhe geistiger Ueberlegenheit — „die Natur hat Gott geschaffen und Alles darin mit Weisheit geordnet — wären wir Wesen Gott gleich, dann würden wir auch Alles auf einmal einsehen und die Naturkräfte uns sämmtlich offenbar sein. Aber wir sind Menschen, wir fangen mit unserem beschränkten Verstande immer nur an einem Ende an und knüpfen daran den Faden, an dem wir weiter gehen. So kommen die Forscher mit der Zeit auf immer neue Wahrheiten und Erkenntnisse und lernen die Naturgesetze nutzbar machen. Aber keine Macht der Welt vermag ein Naturgesetz aufzuheben; so wie alle fallenden Körper nach Unten fallen und Niemand dieses Gesetz umzudrehen im Stande ist, wie aber der einsichtsvolle Mensch den Druck der Körper nach Unten dienstbar zu machen weiß für seine Zwecke, wie er zum Beispiel durch das fallende Wasser das Mühlrad treiben,

durch das Gewicht an der Uhr die Zeiger fortbewegen läßt, so sind auch alle physikalischen und chemischen Naturkräfte unabänderlich, aber sie können menschlichen Zwecken dienen, wenn diese der Kraft untergestellt werden. — Der Hofrath weiß mehr von diesen Kräften, als alle anderen Gelehrten, deshalb nennt die Welt, die ihn nicht versteht, einen Wundermann oder Teufelsbündner — aber das ist Alles nur ein Volksglaube — es giebt weder Teufel noch schwarze Kunst."

— „Und doch möchten Sie verteufelt gern das Goldmachen vom Professor absehen" — sagte Leonhard ironisch, da die Rede des Studenten ihn nur um so mißtrauischer gemacht hatte, je weniger er die natürliche Deutung der Wunder seines Herrn liebte.

— „Was der Hofrath Beireis herausgebracht hat, das muß Jedem möglich werden, der seine Talente und Ausdauer, seine Kenntniß von den natürlichen Dingen und das Glück des Zufalls, der in der Naturforschung so viele unerwartete Aufschlüsse giebt, daran wagt, ein Geheimniß zu ergründen. Der Hofrath hat mir die Versicherung gegeben, daß er Gold zu machen verstehe und es nicht bloß Gerücht sei — ich habe mir einen heiligen, stillen Schwur gethan, und sollte ich meine Nachtruhe daran setzen, die Hervorbringung des Goldes selbstständig und wissenschaftlich zu erzielen, denn

dem Verstande und der Beharrlichkeit muß die Natur sich öffnen in ihren geheimsten Tiefen."

— „Ha! ha! glaube das — wer arm ist, wie Sie, der braucht Gold aber das Bischen Wissenschaft thut's allein nicht, dazu müssen Geister beschworen werden."

— „Ja, ich bin arm" — murmelte Schmidt und sah leidenschaftlich in die Kohlengluth — „ich habe geschworen, dem Manne zu dienen, der mich glücklich machen will. — O Gretchen — ich diene um Dich, ich soll Dich zum Preise haben." —

— „Was sagten Sie?" — fragte Leonhard näher kommend, da er das Gemurmel nicht verstanden hatte — „Sie wollen wol das Feuer besprechen — hi — hi — das hilft noch nicht zum Goldmachen."

Jetzt erforderte der kochende Pflanzensaft die volle Aufmerksamkeit der beiden Laboranten und Leonhard mußte fernere Anweisung geben, das Extract zu bereiten. So war es Spätnachmittag geworden und die Zeit gekommen, wo Schmidt nach Hause zu gehen pflegte. Nachdem er noch hülfreiche Hand beim Auspressen, Durchseihen und Einfüllen des gekochten Wurzelsaftes in die Gefäße dargeboten hatte, entfernte er sich, um seiner armseligen kleinen Wohnung zuzueilen. —

In einer engen Straße, im obersten Stockwerke

des bescheidenen Häuschens, welches einem unbedeutenden Schuhmacher zugehörte, wohnte der Student Schmidt mit großen Entbehrungen in kleinem Raume seines Dachstübchens, das an die Rauchkammer des Wirthes stieß. — Als er über den Weg auf die Hausthür zuschritt, reckte der Geselle des Schuhmachers den Hals aus, um über die hohe Fensterbank wegzusehen und sagte: — „Meisterin — da kommt der Schmidt wieder — heute Mittag war er auch auf dem Collegienplatze, um die Herzöge zu sehen."

— „Lieber Gott, der unglückliche Mensch — wenn er doch noch eine fromme Mutter hätte!" — seufzte mitleidig die Meisterin, welche in der Ecke am Fenster saß und Hanf spann; — „wie elend sieht er aus, seitdem er seine Seele vergeben hat."

— „So ein Bursche müßte einen ordentlichen Lehrmeister haben" — sagte der Schuhmacher, indem er mit beiden Fäusten heftig den Pechdraht auszog und während dessen einen flüchtigen Blick über die Gasse warf. — „Der Beireis soll, wie ich im Wirthshause vernommen habe, alle Jahre einen jungen Menschen an den Bösen ausliefern, damit sein Pact noch um so lange continuirt werde."

— „Das Feueranmachen bei Nacht habe ich dem Studenten gestern ein= für allemal verboten" — fuhr

die Wirthin fort, als Schmidt gerade die Hausthür öffnete und am Flurfenster der Stube vorüberschreitend, flüchtig grüßte — „Himmel! wie blaß und wirre sieht er aus — wenn er uns nur kein Unglück in's Haus bringt, vorige Nacht schrieen die Eulen auf unserem Dache — ich behalte den bösen Gast nicht zwischen unseren vier Pfählen, denn so lange der Student mit dem Beireis verkehrt, ist uns der Buchfink todt vom Stocke gefallen und die Todtenuhr pickert alle Nächte in der Wand — und ich habe Angst, daß unser Schwein crepirt."

— „Ei was" — sprach der Schuster, indem er wieder mit den beiden Händen kräftig den Pechdraht auszog — „das sind nur Possen, daran glaube ich nicht mehr — aber das junge Blut dauert mich, daß es auf böse Gedanken kommt — doch ehe er nicht seine rückständige Miethe bezahlt, wird er auch vom Bösen noch kein Handgeld bekommen haben."

— „Grundgütiger Himmel! Gottlieb — worauf bringst Du mich!" — rief die fromme Frau, über deren Haupt auf einem Brete an der Kalkwand stets Bibel und Gesangbuch bereit lagen — „wenn er uns die Miethe in solchen Geldstücken bezahlte, die verflucht wären und uns jeder Groschen Unglück brächte oder in der Hand verschwände — ich habe einmal ge-

lesen, daß der Teufel seinen Leuten einen Heckethaler gäbe und in guter frommer Menschen Tasche sich das Geld in Dreck verwandle."

Der Schuster hatte eben wieder den Draht mit beiden Händen ausgezogen und verharrte eine Zeit lang in dieser Stellung mit weit ausgebreiteten Armen, während er die Kniee fester um den Schuh, welchen er arbeitete, zusammendrückte. Es schien ihm diese eben geäußerte Bemerkung seiner Frau durch den Kopf zu fahren. — „Hast Du den Menschen wieder behorcht und weißt Du mehr von ihm?" — fragte er, indem seine Augen unter den langen, zottigen Brauen nach seiner Frau aufglotzten.

— „O ja — heute, als er vom Freitische auf kurze Zeit nach Hause kam und so unglücklich aussah, schlich ich mich wieder auf die Rauchkammer und da hörte ich ihn mit sich selber sprechen, was ganz schauerlich war. — Da sagte er: arm zu sein, ist schlimmer als des Teufels zu werden — heute will ich mit Beireis ernsthaft reden, und sollte ich ihm dienen müssen, so will ich's thun, um zu finden, was ich suche."

Der Schuster hatte während dessen die schwarzen Hände schnell aus dem umgewickelten Pechdrath gelös't, seine vor ihm auf dem niederen Tische stehende alte Schnupftabaksdose mit dem abgegriffenen Portrait des

Königs von Preußen geöffnet und eine Priese unter die Nase gerieben. Das Geheimniß mit dem Studenten schien ihm doch bedenklich geworden zu sein und er horchte mit Aufmerksamkeit zu, als der Gesell erzählte, daß die Herzöge heute nach dem Hause des Professor Beireis gefahren wären und die Leute vor der Thür eine merkwürdige Musik wie von Flötenspielern gehört hätten, die seltsam geklungen habe, da doch Keiner hätte einen Musikanten hinein und herauskommen sehen.

Jetzt griff der Schuster wieder mit Eile nach Ohm und Draht und sprach weiterarbeitend: — „In der Meistergesellschaft will ich mich erkundigen, was daran ist.“

Während dieser Unterhaltung in der Stube des kleinbürgerlichen Schuhmachers war Heinrich Schmidt die engen Treppen hinauf gestiegen und in seine ärmliche Dachwohnung gekommen. — Ein alter eichner Tisch, zwei Stühle mit hohen, von Reitstroh geflochtenen Lehnen, ein niedriger Ofen mit schwarzglasirten, buntgeformten Backsteinen, ein Bret an der Wand, mit Büchern, Flaschen, chemischen Glasutensilien, einem Thierschädel und einem Stoße geschriebener Schriften beschwert, bildeten die ganze Ausstattung des Stübchens, neben welchem ein schmales Cabinet fast ganz von dem Bette und einem Tische räumlich ausgefüllt

wurde. Auf dem alten Eichentische lagen Bücher und Collegienhefte, die, gleich anderen chemischen Geräthschaften, zum öfteren Gebrauche zu dienen schienen, vor dem Dachfenster aber stand in einem Wasserglase ein frisches Sträuschen wilder Feld- und Wiesenblumen, welche, als stilles Zeichen der Erinnerung an den letzten heimlichen Gang nach dem Tannenwäldchen am schwarzen Berge vor der Stadt, die schmerzlichsüße Stunde vergegenwärtigten, in der Heinrich Schmidt mit dem geliebten Gretchen Schlosser Liebe und Hoffnung ausgetauscht hatte. Seit dem letzten mondhellen Spätabend vor acht Tagen, an welchem er im Gärtchen hinter dem Hause am Markte mit dem kindlich furchtsamen, frommen Mädchen zusammengekommen war, hatte er, um dem Aberglauben der Nachbarn nicht eine für seine geheime Zusammenkunft gefährliche Gelegenheit zu Gerüchten zu geben, das ihm vertrauende, geliebte Gretchen zwei Mal in der Nachmittagsdämmerung am Tannenwäldchen gesprochen, wo der stille Ort und das aufgefundene düstere Plätzchen sie beschützten. Jene Wiesenblumen im Fenster hatten sie Beide im ebenso glücklichen, als sorgenschweren Gespräche gepflückt und an manchem Halme haftete die Erinnerung eines bangen Gefühls, eines sanften Trostes und einer inbrünstigen Hoffnung. Deshalb saß Heinrich Schmidt

auch oft sinnend am Fenster und entzifferte noch einmal die Erinnerungen an das Glück und Zagen in jener Stunde, die Gretchen mit ihm theilte.

Die Schuhmacherfrau unten im Hause hatte ganz richtig gesehen, daß Schmidt am heutigen Spätnachmittage ungewöhnlich blaß und mit wirrer Miene nach Hause gekommen sei; — als er oben seine Stube betreten und gedankenvoll eine Zeit lang die Wiesenblumen angestarrt hatte, holte er plötzlich aus beklommener Brust tief Athem, blickte fragend die armselige Umgebung seines Zimmers an und seufzte: — „Was habe ich denn nun erreicht? — Ein Famulus bin ich geworden, eine Hoffnung ist mir gemacht — das Ziel meines Strebens soll der Lohn eines unselbstständigen Dienstes sein — Verschwiegenheit habe ich gelobt ... dafür muß ich doch ein Geheimniß erfahren — aber was wollte ich denn eigentlich, als ich zu Beireis ging, als ich ihn anflehte? Nur chemische Kenntnisse suchte ich, um selbst Entdeckungen zu machen, um mir die Natur aufzuschließen, wie es der Drang meines Geistes ist. — Es hat mich irre gemacht, daß Beireis selbst, daß sein Famulus von Wundern sprechen, während ich doch das Wunder lösen, das Mögliche und Natürliche allein zu ergründen und anwendbar zu machen suche.... Wohlan! es sei eine Probe meiner

Liebe — erzählt man doch in der Bibel, daß Einer sieben Jahre gedient habe, um die Geliebte zu verdienen — ja, so will ich dem Beireis treu und verschwiegen dienen, aber hier in meiner Stube will ich fortfahren, den Stoff zu suchen, der mich aus der Armuth reißen kann — ich fühle es, die Chemie ist mein Beruf, nicht umsonst hat der Anblick des Beireis in mir den mächtigen Trieb geweckt, es ihm nachzuthun — was er vermag, muß auch ich durch Versuch und Beharrlichkeit erreichen können, es giebt kein Wunder, welches sich dem Verstande nicht in einfache Gesetze auflösen läßt — wie ein aufgeschlagenes Buch lockt mich die Natur, weiter und tiefer darin zu lesen."

Schmidt warf sich sinnend auf den Stuhl und stützte den Kopf. — Seine Miene wurde allmälig lebhafter, die dunkeln, seelenvollen Augen leuchteten — — „Er macht Gold — er hat es mir mit Ernst gesagt, daß er es könne — das muß ein Anderer auch können, dazu bedarf es keiner besonderen, übernatürlichen Macht, die ihm das Volk so gern zuschreibt. — Kann er Gold machen, dann muß es ihm gelungen sein, daß Metall scheidekunstgerecht in seine Elemente zu zerlegen, das muß, das soll mir auch gelingen. — — Aber woher nehme ich das Gold?"

Mit lebhafter Bewegung fuhr er mehr denkend als

elbſtredend fort: — „Ich will Gretchen um ein Goldſtück bitten, Sie wird es mir leihen, daran will ich arbeiten, ſo lange, bis ich es in ſeine Beſtandtheile zerlegt habe.“ — — Plötzlich unterbrach er ſein Grübeln; — „Du haſt einen Schwur geleiſtet“ — redete er ſich ſelbſt an — — „aber Du gelobteſt ja nur, nichts gegen Andere von ſeinen Geheimniſſen zu offenbaren, geduldig abzuwarten, bis er Dich belohne — — — — wenn ich's herausbrächte, was ich ſuche — dann will ich's ihm treu offenbaren, und er wird mir früher zum Ziele helfen.“

Auf dieſe Weiſe gab ſich Schmidt dem herrſchenden Gedanken ſeines Lebens hin. — In ſeinem feſten, redlichen Charakter lag neben einer ſcharfen Beobachtungsgabe und einem entſchiedenen Drange nach klarer Anſchauung alles Wahren, zugleich eine gewiſſe Schwärmerei des Geiſtes, welche durch ſeine Armuth und ſeine Liebe genährt wurde. Sein dunkles Auge verrieth ſchon dieſen Zug ſeiner nach voller Lebensfreiheit ſtrebenden Seele, er fühlte für alles Myſteriöſe und Wunderbare ein glühendes Intereſſe, nicht aber mit dem Genuſſe eines angenehmen Schauers und Erſtaunens, ſondern mit dem Eifer und dem feſten Willen, das Dunkle zu durchſchauen und zu begreifen. Dieſer Trieb des Wiſſens und Erkennens hatte nun den Charakter eines ſchwärmeriſchen Suchens und Seh=

nens, nicht sowol durch seine Natureigenthümlichkeiten allein, als auch durch die äußere Lage, in welcher er sich befand, angenommen. — Seine Armuth drückte ihn schon lange vorher, ehe er Gretchen kennen gelernt hatte, er fühlte den Stolz seines Geistes durch die Schranken seiner Armuth gekränkt, seinen Muth herausgefordert und seine Phantasie durch die Einsamkeit angeregt; er glaubte, daß sein strebender, von Naturerscheinungen schon frühzeitig angezogener Geist die Mission habe, der Natur dasjenige abzugewinnen, was die Geburt ihm versagt hatte; hierzu war die so vielen Menschen unbegreifliche Persönlichkeit des Professor Beireis gekommen, die er nicht in ihrem Scheine des Wunderbaren, sondern in ihrem eigentlichen Kerne des Wissens anstaunte und die ihn anregte, sein Wunderbares zu verstehen, den Schatz seines Wissens für sich zu öffnen und es ihm in kluger Anwendung der Naturkenntnisse nachzuthun. Armuth und Liebe hatten diesem Verstandesstreben eine schwärmerische Beimischung gegeben, denn er fühlte sich überall zurückgesetzt, er entbehrte die Jugendfreuden, welche andere Studirende verschwenderisch genossen, um so fühlbarer, als ein gesundes, auf Wirklichkeit sich stützendes Bewußtsein auch der sinnlichen Welt, als Vermittlerin der normalen Lebenserweiterung, bedarf — während seine

Liebe zu dem wunderschönen, kindlichfrommen, aber im Wunderglauben erzogenen Gretchen nicht allein dieses peinigende Gefühl der Armuth erhöhete, sondern in ihm auch den Drang weckte, das innere Leben dieser kindlichen Mädchenseele aufzuklären und in die Naturwirklichkeit durch sein eigenes Leben einzuführen. So war es gekommen, das Schmidt in Armuth und Liebe zu einem Ziele gelangen wollte, daß er durch Verstand und schwärmerische Bewegung seiner Seele erstrebte — er wollte auf natürlichem Wege erreichen, was Beireis zum reichen Manne machte, und in diesem Siege über das Wunder den Preis seiner Liebe verdienen. —

Und in dieser Stimmung sprach er denn auch jetzt auf einsamem Dachstübchen, als er sich allmälig aus der wirren Reflexion über sein neues, in leidenschaftlicher Bewegung eingegangenes Verhältniß zu Beireis gesammelt hatte: — „Ich will Gold machen, da es ihm möglich geworden ist!"

. . . .

Eine andere Unterredung fand unterdessen im Beireis'schen Hause selbst statt.

Als der alte Famulus Leonhard nach Schmidt's Entfernung noch kurze Zeit im Laboratorium aufgekramt hatte, verschloß er dasselbe seiner Gewohnheit gemäß und ging den langen Corridor hinab nach der an-

dern Seite des Hauses, wo seine Wohnung lag. Seine Frau Eleonore saß in der dämmerigen Stube und sah nachläßig in den Garten.

— „Es kommt Einem ganz fremd vor, daß heute keine Gläser und Tiegel aufzuwaschen sind" — sagte sie bei Leonhards Eintreten, — „der Hofrath hat heute keine Studenten im Hörsaale gehabt und auch selbst nicht gearbeitet."

Leonhard gab keine Antwort. Die Frau merkte daran, daß er nicht ganz in zufriedener Laune sein mußte, denn sie erkannte seine Gesichtsmiene nicht deutlich mehr in der Dämmerung. Sie fuhr deshalb fort: — „Die Herzöge haben aber die Berühmtheit unseres Hofraths noch recht vermehren helfen, man spricht in der ganzen Stadt davon und die Fürsten werden jetzt auch wohl in Braunschweig viel davon auf dem Schlosse bei Tafel erzählen."

— „Ich begreife den Mann nicht" — sprach Leonhard mürrisch, sein Schweigen unterbrechend, indem er sich auf dem Stuhle am anderen Fenster niederließ.

— „Meinst Du den Hofrath?"

— „Ja — den Hofrath, der zu seinem eigenen Schaden einen Narren gefressen hat in dem überklugen Studenten."

— „Ist denn wieder was zwischen Euch vorgefallen?"

— „Was sollte da vorgefallen sein, ist's nicht genug, daß der Hofrath sich einen Menschen auf die Nase setzt, der seine Augen überall hat, Alles gern auskundschaften möchte und dabei ganz freigeistige, verruchte Ansichten hat?"

— „Mein Gott! Du kannst einmal den armen Menschen nicht leiden, er scheint aber doch so ehrlich und kummervoll zu sein."

— „Das ist's gerade, das unglückselige Mitleid, das der Hofrath gegen die Leute hat, das bringt ihn noch um Ansehen und Vermögen."

— „Pfui, Leonhard — wie kannst Du darüber böse sein, daß er arme Studenten unterstützt, und nun gar diesen jungen, angenehmen Menschen, den ich selbst von Herzen bemitleide, da er so etwas an sich hat, was Einem die Seele weich macht."

— „Nein, ärgern muß ich mich, wo ich ihn sehe" — fiel der Famulus gereizt ein, — „ich werde nicht eher wieder meine Arbeit mit Freude verrichten, bis ich ihn aus dem Hause geschafft habe."

— „Aber grundgütiger Himmel, Du hast doch heute Nachmittag selbst gesagt, daß der Student nur für die

Hülfe in der Medicin vom Hofrathe angeworben wäre und mit den Geheimnissen nichts zu schaffen haben solle."

— „Er ist ein Freigeist und solche Leute bringen den Goldsegen aus dem Hause; — Du weißt, daß der Hofrath auf Alle schimpft, die seine Wunderkraft leugnen, daß er deswegen mit Henke, Remer, Bartels und einigen Juristen in Feindschaft lebt — und dieser Schmidt, der doch hier sich eingenistet hat, um auszukundschaften und wahrscheinlich von einem andern Professor heimlich aufgekriegt ist, hat vorhin im Laboratorium ganz schändliche Reden geführt, die den Hofrath schon aufbringen werden, wenn ich sie ihm heute Abend wiedererzähle."

— „Bester Leonhard, mache den jungen Menschen nicht unglücklich" — bat die Frau — „laß ihn doch glauben was er will und suche ihn zu belehren."

— „Belehren? ha! das fehlte noch — ich soll ihm wol die Geheimnisse aufdecken? — Und solch' ein Mensch, der etwas Latein versteht, dünkt sich klug genug, Alles besser zu wissen."

— „Was hat er denn eigentlich gesagt, das Dich so gegen ihn aufbringt?"

— „Er verlacht die Wunder, leugnet die übernatürlichen Kräfte und Kenntnisse unseres Herrn, rühmt sich, daß er auch etwas entdecken könne, nennt den Hofrath

einen Menschen, wie alle anderen und behauptet, daß seine Geheimnisse über kurz oder lang von allen Kathedern gelehrt würden."

— „Ach, Leonhard, das ist Dummheit von ihm, er weiß es nicht besser — darum sei ihm nicht böse."

Der Famulus schüttelte heftig mit dem Kopfe und rieb sich verdrießlich die Hände. — Er wußte nämlich recht gut, daß es mit den Wundern seines Herrn eine ganz natürliche Bewandtniß habe, stellte sich aber nicht nur gegen seine Frau, sondern selbst gegen Beireis, als glaube er an dessen höhere, übernatürliche Macht und fand darin seinen eigenen Stolz, daß die Welt wundergläubig Beireis anstaunte und selbst die Mithülfe des Teufels vermuthete. Er übertrug im Stillen einen Theil vom Ruhm seines Meisters auf sich selbst, bildete sich allmälig eine geheime Mitwissenschaft ein und redete in seiner Weise in demselben Sinne, in dem Beireis sich zu äußern pflegte. Weil dieser die Existenz des Teufels behauptete und Alle, welche nicht an seine Wunderkraft und an Uebernatürliches überhaupt glaubten, „Freigeister" nannte, so that Leonhard als getreuer Famulus ganz dasselbe — weil Beireis bewundert sein wollte und Gold zu machen vorgab, so bewunderte ihn Leonhard pflichtschuldigst und glaubte an die Alchymie — und wenn er einmal, was jedoch

selten geschah, in die Stadt zu Bekannten seines Standes kam, so wollte auch er den Geheimnißvollen spielen und fühlte sich wohl, wenn man ihn als Mitwisser und Vertrauten des von seltsamen Gerüchten umschleierten Beireis mit einer gewissen respectvollen Unheimlichkeit anstaunte.

Hieraus erklärt sich denn sein Aerger über den Studenten Schmidt, welcher das Wunder an Beireis leugnete, und dem Famulus vollends nicht die geringste Ehrfurcht wegen einer Mitwissenschaft großer Geheimnisse erwiesen hatte. Dieses war denn auch die wahre Hauptursache seiner Abneigung und er dachte eben ärgerlich daran, als er kopfschüttelnd seiner Frau gegenüber schwieg.

— „Leonhard" — begann diese nach einer Pause wieder — „Du solltest den jungen Menschen an Dich gewöhnen, er hat so viel Offenherzigkeit in seinen Augen — was meinst Du, wenn wir ihm zuweilen das Mittagsbrod gäben? Der magere Freitisch ist eben nur auf den Hunger berechnet, und er scheint keine menschliche Seele in der Stadt zu haben, die sich seiner annimmt."

— „Nein!" — rief Leonhard barsch — „der wird schon wissen, wo er's hernimmt, ich habe mich auch schon unter der Hand nach ihm erkundigt, der Schuster,

wo er wohnt, hat im Wirthshause erzählt, daß er Teufelskünste treibe, also — er verstellt sich hier bei uns nur."

Die Frau stand unbefriedigt auf, um Licht anzuzünden.

— „Ist Jemand hier gewesen?" fragte Leonhard schnell, als er beim aufflammenden Schwefelholze auf dem Tische die Reste von Obst liegen sah.

— „Ja, die Eva Müllerin war Nachmittags eine Stunde lang hier — seit den acht Tagen, daß sie wieder in Helmstedt ist, das erste Mal; — das muntere, hübsche Mädchen dauert mich, es hat bei meiner grämlichen Schwester auch keine gute Tage. — Eva war recht unglücklich darüber, aber zum Glück hat ihr der Himmel ein so aufgewecktes Temperament gegeben, daß sie mitten in der Verzweiflung lachen und schäkern kann. „Ach!" seufzte sie, „wenn mich doch ein Mensch heirathen wollte, damit ich nur von Hause wieder fortkäme — wahrhaftig! ich nähme sogar einen Studenten oder den Teufel wohl selbst."

— „Mit solchen Gedanken wird sie bald zu Falle kommen" — brummte Leonhard schläfrig.

— „Die Studenten streichen auch schon fleißig vor dem alten Hause an der Stadtmauer vorbei" — fuhr die Frau listig lächelnd fort, da sie große Lust an den

Liebesabenteuern ihrer Nichte verspürte; — „auch hat sie mir erzählt, daß oft des Abends eine Gestalt am Hause lauere, die auf den weißen Kalksteinen der Mauer auch im Dunkeln deutlich zu erkennen sei und starr nach dem Fenster aufblicke, auch freundlich winke, wenn Eva sich aus übermüthiger Neckerei oder um die Furcht zu überbieten, einmal aus dem Fenster neige; sie beschrieb mir diese Gestalt, die ihr anfangs große Furcht gemacht habe, ausführlich — sie meinte, wenn es einen Teufel gäbe, so wäre es dieser Unbekannte, denn sie empfinde in der Furcht eine so große Unruhe und Sehnsucht, Abends an's Fenster zu treten, daß sie jedenfalls durch eine heimliche Macht beherrscht und angezogen werde. — Und was meinst Du? Aus der Beschreibung kann es kein anderer, als unser Junker sein, es paßt Alles genau auf ihn."

— „Du hast sie doch gewarnt?" — fragte Leonhard schnell — „Du hast ihr doch das Unpassende nachdrücklich vorgehalten?"

— „Ei bewahre — wenn nur aus der Geschichte etwas würde — der Junker Walther ist reich und vornehm — Eva's blaue Augen sind auch Geldeswerth — ich habe gesagt, daß ich in jener Gestalt den Junker aus unserem Hause vermuthe und da hat sie mir lachend eingestanden, daß dieselbe Gestalt sie vor acht Tagen

anfangs wie ein Schattenbild auf unserer Hausflur, dann auf ihrem Heimgange durch den Garten erschreckt und verfolgt und auch an demselben Abende unter ihrem Fenster sich gezeigt habe."

— „Das geht platterdings nicht, das dulde ich nicht" — sagte Leonhard mit Nachdruck; — „aus solcher Bekanntschaft geschieht beiden Menschen Schaden."

— „Ei, wenn aber Eva das Glück hätte, dem Junker zu gefallen, man hat Beispiele, daß ...."

— „Wenn er nun wirklich der Teufel wäre?" — fiel Leonhard ein — „die Leute in der Stadt glauben's doch."

— „Ach, was sprichst Du heute!" — erwiderte die Frau ebenso ungläubig, wie über ihren Mann verwundert — „wenn Du nicht gut bei Laune bist, dann machst Du es noch schlimmer als unser Hofrath, sobald er die Leute zum Besten hat."

Leonhard sah seine Frau auf diese Antwort groß an. —

In der That hatte diese ihren Mann ganz recht beurtheilt, denn derselbe war nur dann mißlaunig, wenn seinem Herrn oder ihm als Gehülfen, nicht die gehörige Ehre, die jeder auf seine Art forderte, erwiesen wurde. Dann hatte er keine andere Aeußerung seines Aergers, als das Wunderbare zu vertheidigen und selbst gegen

seine Frau das Alltägliche und Wohlbekannte geheimnißvoll zu machen. — Aus demselben Grunde, aus welchem er gegen den Studenten Schmidt aufgebracht war, fühlte er auch gegen Eva Müllerin eine Abneigung, auch sie glaubte nicht an die Wunder und verlachte sie sogar mit lieblichem, schelmischem Munde. Hatte Leonhard vor acht Tagen, als Eva zum ersten Male da gewesen war, zu seiner Frau gesagt, daß der Junker ein schlichter Mensch ohne geheime Macht sei, so fühlte er sich heute in seiner verdrießlichen Laune angetrieben, das Gerücht der Leute zu vertheidigen und seine Frau an der Person des Junkers selbst irre zu machen.

— „Weiß Eva, daß er hier im Hause wohnt?“ — fragte Leonhard.

— „Ich habe es ihr heute gesagt“ — erwiderte die Frau, — „aber auch, daß er seit gestern verreist sei und erst nach mehren Tagen wiederkommen werde.“

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen über das Straßenpflaster rasseln und vor der Hausthür still halten.

— „Das ist der Hofrath“ — sprach Leonhard schnell, indem er von seinem Stuhle am Fenster aufsprang, ein Wachslicht anzündete und eben die vordere Hausflur erreicht hatte, als der Glockendraht gezogen und durch

den Drücker in der Famulus-Stube von der Hand der Frau Leonhard der Riegel geschoben wurde. Beireis war von seinem Krankenbesuche auf dem Lande zurückgekommen, Leonhard holte Instrumenten- und Medicinkasten aus dem Wagen und trug diese hinter dem Herrn her in dessen Studirstube.

— „Ist nichts passirt?" — fragte Beireis, indem er seinen Hut auf den Stuhl im Vorzimmer warf und dann rasch auf die zweite Stube zutrat.

— „Wie man es nehmen will" — antwortete Leonhard mürrisch. —

Beireis blieb in der Thür stehen und sah den Famulus erwartungsvoll an. Als dieser nicht gleich mit der Sprache herauskam, fragte er vollends in die Studirstube eintretend: — „Was spricht man in der Stadt von dem Besuche der Herzöge bei mir?"

— „Ich habe nichts erfahren, da ich nicht aus dem Hause gekommen bin" — erwiderte Leonhard — und nach kurzem Besinnen fuhr er fort: — „aber ich habe mich im Laboratorium viel ärgern müssen ... über den Studenten Schmidt."

— „Was will er?" — fragte Beireis hastig.

— „Herr Hofrath, der Mensch ist ein Freigeist" — hob Leonhard mit großer Wichtigkeit an — „er hat gefährliche Reden gegen mich ausgestoßen — er"....

— „Nun?“ fiel Beireis ungeduldig ein — „nur heraus damit!“

— „Er hat den Glauben an Ihre Wunderkraft für Volksaberglauben ausgegeben — hat gesagt, daß alle Ihre Geheimnisse natürlich wären und deshalb auch jedem andern Naturforscher früher oder später offenbar werden müßten — daß....“

Hier stockte Leonhard plötzlich, da er den Hofrath listig lächeln sah, während er vermuthet hätte, daß derselbe in zornige Aufregung gerathen würde. —

— „Nun? was weiter?“

Leonhard sah verwirrt und grämlich dem heitern Mann in's spöttisch lächelnde Gesicht. Dann erzählte er mit anklagender, bitterer Betonung und Ausführlichkeit die Unterredung, welche heute Nachmittag der Student Schmidt mit ihm gehabt hatte und seine Stimme wurde um so feindseliger, je zerstreuter und gleichgültiger Beireis zuhörte, ohne die mindeste Gereiztheit zu zeigen oder seine listige, muntere Miene zu verlieren. Als Leonhard geendet hatte und nun eine Antwort in seinem Sinne erwartete, sagte Beireis schnell und gleichgültig: — „Sage Deiner Frau, daß sie mir altes Weißbrod besorgt, ich will essen.“

Leonhard sah befremdet den sich abwendenden Hofrath an, seine bleichen Gesichtszüge verriethen eine

ungewöhnliche Spannung; plötzlich drehte er sich um und entfernte sich mit stillem Trotze aus dem Zimmer. — Der Gedanke, daß Schmidt vielleicht ein vertrauteres Werkzeug des Hofraths geworden sei und demselben gar schon näher stehe, als er selbst der alte, getreue Famulus, regte seine kränkliche, von Nachtwachen, Laboratoriumdienst und Ehrgeiz höchst reizbare Natur zu einem wirklichen Hasse gegen den Studenten auf, aber er verschwieg und verbarg seiner Frau, als er in die Wohnstube wieder eintrat, um die Bestellung auszurichten, die innere Aufregung und ihre Ursache, setzte sich an den vorhin verlassenen Platz am Fenster und überließ sich, unter dem Scheine einer mürrischen Laune, seinem stillen Aerger. —

Als Beireis, nach der Entfernung seines Famulus, allein in der Studirstube sich befand, schritt er mit untergeschlagenen Armen umher und schien über Etwas nachzusinnen, das seine Klugheit aber mit stillem Triumphe beherrschen mußte, da er eine freudige, schlaue Miene dabei gewann. — Inzwischen redete er mit sich:

— „In diesem Schmidt steckt ein gut Stück von mir selbst — ich fühle eine besondere Zuneigung zu dem jungen Manne — er würde auch Entdeckungen machen können, die Andere auf dem langsamen Wege der Forschung vielleicht erst nach funfzig Jahren finden

mögen — er würde auch klug genug sein, das Wissen zu Gelde zu machen... es darf aber nur einen Beireis geben — darum will ich ihn zu meinem Gefangenen machen durch Schwur und Hoffnung — er liebt — das ist genug, ihn dem nüchternen Verstande zu unterwerfen... er ist ehrlich, das ist eine Bürgschaft, ihn zu meinen Zwecken zu gebrauchen — nun — und sein verheißener Lohn? — Hm! ich will ihn auf die Probe stellen, bewährt er sich treu gegen mich, dann will ich ihn zum vertrauten Gehülfen meines Essiggeheimnisses machen, dessen eigene Ausführung mir doch zu lästig wird — der alte Schlosser lernt ihn kennen — das Mädchen wird ihm Ziel und Lohn bleiben — ha! ha! das Goldmachen erfährt er dann später."

Beireis rieb sich pfiffig die Hände, summte eine lustige Melodie vor sich hin, ohne sich um das Eintreten der Frau Leonhard zu bekümmern, welche ihm den Tisch servirte, an welchem er, als es eben Neun schlug, sein frugales, sehr mäßiges Abendbrod verzehrte.

Er hatte sich eine Viertelstunde später eben zum Briefschreiben an seinen Commissionair Thiedemann in Hamburg niedergesetzt, als die Hausglocke ertönte und bald darauf Frau Leonhard in die Stube trat, um zu melden, daß ein Aufwärter aus dem Gasthofe zum

„Erbprinzen" gekommen sei, um ihn zu einer kranken Dame zu rufen. — „Ich will den Boten selbst sprechen" — erwiderte Beireis, ohne vom begonnenen Schreiben aufzublicken. — Frau Leonhard ging hinaus und wies den Aufwärter in die Stube, deren Vorzimmer er mit furchtsamem Umherspähen betrat, während die Frau ihm leuchtete; mit bangem Respecte vor dem geringfügigsten Gegenstande, wodurch er verrieth, daß auch ihn das Gerücht über die Wunder dieses Hauses erfülle, trat er befangen zu dem Hofrathe und brachte seine Bestellung vor.

— „Was für eine Dame ist das?" — fragte Beireis kurz.

— „Eine Fremde, die erst heute Nachmittag von weit her gekommen ist und sogleich nach Ihnen sich erkundigt hat."

— „Wie heißt sie?"

— „Das weiß ich noch nicht, aber sie soll eine steinreiche Gräfin sein, die nur nach Helmstedt gekommen ist, um bei Ihnen eine Kur zu gebrauchen."

Beireis, welcher bei dieser Frage noch geschäftig fortgeschrieben hatte, hielt plötzlich inne und sah den Boten an. — „Hat sie Bedienung, eigene Equipage?"

— „Sie kam ganz allein mit Extrapost vorgefahren und hat sich bald zu Bett gelegt."

Beireis wollte mit gleichgültiger Miene fortschreiben, während er fragte: — „Woher wißt Ihr, daß die Fremde reich ist?"

— „Sie hat meinem Herrn gesagt, daß sie das beste Logis wünsche, alles Bettzeug ist ihr nicht fein genug gewesen, sie trägt goldene Ketten und Ringe und hat viel vornehmes Wesen."

— „Ich werde gleich kommen und die Kranke besuchen" — sprach Beireis; und der Aufwärter entfernte sich und wurde von der draußen harrenden Frau Leonhard aus der Hausthür gelassen. —

Nachdem Beireis den Brief, welcher einmal begonnen war, vollendet hatte, stand er vom Sessel auf, nahm das Licht mit sich in das Vorzimmer, wo er den Hut aufstülpte und, die Wachskerze brennen lassend, im Fortgehen die Thüre verschloß. Auf der Hausflur stand im Hintergrunde mit unzufriedener Miene der Famulus. — „Ich komme gleich wieder" — rief Beireis — „bleibe wach bis dahin, diese Nacht schlafe gehörig aus, da morgen wieder viel Arbeit ist" — damit eilte er aus dem Hause.

Den Gasthof zum „Erbprinzen" hatte er in kurzer Zeit erreicht; dem Wirthe desselben war es durchaus nichts Neues, daß wohlhabende Fremde bei ihm abstiegen und auf längere Zeit sich einmietheten, um die

ärztliche Hülfe des Hofraths Beireis zu gebrauchen; er hielt sich deshalb immer darauf vorbereitet und auch jetzt befanden sich, außer der neu hinzugekommenen Dame, bereits zwei andere Personen seit Wochen im Gasthofe zur ärztlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit durch den weit berühmten Hofrath. —

Dieser trat vor die von mehren Bürgern belebte Gaststube, an deren Thür ihm der Wirth mit großer Ehrerbietung entgegen kam und ihn in sein Rechnungsstübchen führte, wo die ehrfurchtsvolle Geberde des Wirthes mehr einer vertraulichen Umgangsform wich, aus der man auf eine nähere Bekanntschaft beider Personen schließen durfte. — — „Seien Sie willkommen, Herr Hofrath" — sagte der Wirth — „eine wunderschöne Patientin wartet auf Ihre Kunst."

— „Erzählen Sie mir von ihr — Sie wissen, ich liebe es, erst etwas Thatsache von völlig fremden Personen unter der Hand zu erfahren."

— „Die Fremde nennt sich Gräfin Gertrude von Seckendörfer, stammt aus vornehmen Hause in Sachsen und ist sehr schön und gegen Jedermann gnädig."

— „Haben Sie nicht erfahren können, welches Uebel sie hierher führt?"

— „Als meine Frau sie auf das neue Logis begleitete, hat die Fremde über Schmerz am Herzen,

große Beklemmung und oft wiederkehrende Angst geklagt und daß alle Badekuren vergeblich gewesen wären."

— „Nun? was hat sie Besonderes, was trägt sie von Symptomen an sich?" fragte Beireis ungeduldig.

— „Das hat meine Frau nicht ausfragen können. — Bei den beiden Herren, die Sie in meinem Hause kuriren, habe ich bald herausgehorcht, was sie klagten — hi! hi! sie waren ganz erstaunt, daß Sie gleich beim Eintreten, auf den ersten Blick, ihren Zustand ganz genau bezeichnet haben und lassen sich darauf todtschlagen, daß Sie mehr als ein gewöhnlicher Mensch sehen könnten."

— „Ja — ja das sind so kleine, praktische Griffe, um das Vertrauen des Kranken schnell zu gewinnen; — eine Medicin, mit Vertrauen eingenommen, wirkt sicher und schnell — also in der Brust sitzt der Dame das Uebel? Hat sie schon Aerzte gebraucht?"

— „Sie hat beiläufig meiner Frau gesagt, daß sie vor einem Jahre etwas Blut ausgeworfen und vor vier Wochen am Magenkrampf gelitten habe."

— „Hm! — ist das Alles?"

— „Ja."

— „Leuchten Sie mir, ich will zu ihr gehen — wo liegt sie?"

— „Auf Nr. 1."

— „Gut — ist sie ganz allein?“

— „Sie hat allein sein wollen.“

Beireis schritt sogleich aus dem Stübchen die Treppe hinauf, winkte dem Wirthe, an der Thür des Logis angekommen, zurückzubleiben und klopfte an. Eine sanfte Stimme im Zimmer rief Herein.

Auf einem sauber überzogenen, weißen Bette, vom milden Scheine einer Lampe erleuchtet, saß eine weibliche Gestalt im weißen Schlafgewande und sah mit leidendem Lächeln den Eintretenden an. Es schien, als wären beide Personen über den ersten Anblick erstaunt, als suchten sie die prüfende Beobachtung der Erscheinung gegenseitig zu verbergen.

— „Sie haben nach mir verlangt, meine Gnädige — ich bin der Hofrath Beireis“ — sprach dieser und zog ohne Umstände den Stuhl nahe an das Bett, um sich niederzulassen. — „Nicht wahr, ich habe das Vergnügen, mit der Frau Gräfin......“ — Hier hielt Beireis absichtlich inne. —

— „Gertrude von Seckendörfer“ — setzte die Dame sanft hinzu und warf dem Arzte einen langen, schmachtenden Blick aus dunkeln, seelenvollen Augen zu. — „Ach!“ — seufzte sie dann, indem sie die liebliche, kleine, mit Brillantringen geschmückte Hand, in der Miene holder Verschämtheit auf den, vom Gewande

halbbedeckten Busen legte — „ach! ich leide viel und Ihr Ruf hat in mir ein großes Vertrauen geweckt — es ist schmerzlich, so früh dem Leben entsagen zu müssen und ... hinzuwelken!“

Dieses letzte Wort betonte die Dame mit besonderem Schmerze und ihre Miene nahm eine bezaubernde Traurigkeit an. — Beireis schob die Lampe auf dem Tische weiter heran, damit das Licht heller über die Gestalt der Kranken fiel, rückte seinen Stuhl noch näher, faßte die eine, auf dem Kniee der Dame ruhende Hand, um den Pulsschlag zu fühlen, sah ihr dabei horchend und spähend in das Gesicht und blieb einige Minuten in dieser Stellung, während die Gräfin ihn mit einer schmelzenden, schmerzlichen Hingebung vertrauungsvoll anlächelte. —

— „Meine Gnädige“ — sprach Beireis plötzlich — „Ihr Uebel sitzt in der Brust, Sie leiden an Angst, Herzklopfen, haben, wie ich aus gewissen Spuren erkenne, vor Jahresfrist Blut ausgeworfen — und wenn meine Diagnose der Krankheit eine richtige ist, so müssen Sie auch vor noch nicht langer Zeit am Magenkrampf gelitten haben.“

Die sanfte, leidende Zuversicht in der Haltung der Dame war während dieser Worte in die Geberde des größten Erstaunens übergegangen, jede neue Aeußerung des Arztes empfing sie mit einem gewissen, freudi-

Schreck der Ueberraschung, wobei sie sich selbstvergessend nahe zu dem Hofrath hinbeugte und als dieser schwieg und sie mit dem scharfen Blicke des Menschenkenners ansah, da drückte sie seine Hand mit der Inbrunst eines Herzens, das endlich das Ziel heißer Wünsche gefunden hat, und mit Leidenschaft hauchte sie die Worte: — „O! wie preise ich mein Schicksal, das mich zu Ihnen geführt hat, bewunderungswürdiger Mann! — Sie haben meinen Zustand mit seltsamem Seherblicke erkannt, nun werden Sie mich heilen!“

Bei dieser aufgeregten Bewegung ihres Körpers hob sich der weiße, reiche Busen höher aus dem Battistgewande und als Beireis seine Blicke hierauf richtete, goß sich plötzlich eine reizende, verschämte Verlegenheit über die ganze Gestalt des schönen Weibes und in dieser holden Verwirrung einer mädchenhaften Schaam, die Bedeckung des Busens vergessend, schob sie eine herabfallende Locke des braunen, puderfreien Haares unter das mit Spitzen besetzte weiße Tuch, welches über den Kopf gebunden war.

— „Meine Gnädige — haben Sie Kinder?“ — fragte Beireis ohne Umstände.

Eine neue Verlegenheit kam über ihr Antlitz, sie blickte auf den Schooß nieder, athmete tief und hauchte dann ein schmerzliches, zögerndes: — „Nein!“ —

— „Nicht? — Aber doch verheirathet?“ — fragte Beireis ziemlich plump.

Die Dame hatte, während sie scheinbar in ihren Schooß niederblickte, die schönen Augen einige Secunden lang unvermerkt, aber mit prüfender Festigkeit, auf Beireis gerichtet, als dieser gerade vor sich hinsah und sich die Hände rieb. Schnell aber wurde, bei des Hofraths Aufrichten und Erwartung einer Antwort, ihr Blick schmachtend, hülfesuchend, glühend und zuletzt wieder leidend und verschämt, indem sie seufzend sprach: — „Ich war verheirathet — ach! das ist meine Krankheit!“

Beireis horchte auf. — „Wie meinen Sie das? — Haben Sie viel Kummer gehabt, meine Werthgeschätzte?“

— „Mein Vertrauen zu Ihnen, dem Arzt, dessen Scharfblick ich bewundere, erlaubt mir, von meinen Verhältnissen zu reden“ — erwiderte die Dame mit einer reizenden Zutraulichkeit. — „Ich wurde gegen meine Neigung mit einem Manne verheirathet, der es nur auf mein Vermögen abgesehen hatte; — nach einem halben Jahre trennte uns das Gericht und der Kummer über den gewaltsamen Verlust innerer und äußerer Lebensgüter zog mir eine schwere Krankheit zu, aus welcher mein jetziger Zustand zurückgeblieben ist.“

— „Also auch Ihr Vermögen haben Sie bei dieser unglücklichen Heirath eingebüßt?“ fragte Beireis mit einer schlauen Theilnahme.

Die Gräfin lächelte sanft den Hofrath an und lispelte: — „Nun — ich habe noch viel gerettet, um standesmäßig oder vielmehr reich zu leben.“

Diese Aeußerung schien das ärztliche Interesse des Hofraths mehr anzufrischen — aber auch die angenehme Erscheinung der Kranken blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Es war überhaupt eigenthümlich, wie beide Personen sich gegenseitig beobachteten und ihr Interesse an einander zu verbergen suchten. — Die Dame spielte hierbei eine doppelte Rolle. Wenn sie sich von Beireis beobachtet wußte, dann erschien sie leidend, hingebend, holdverschämt und voll Vertrauen zu ihrem Arzte — wurde sie aber von seinen Blicken nicht getroffen, dann beobachtete sie ihn und seine Manieren mit Neugierde und einer gewissen Gewandtheit. Sein Eintreten schien sie bereits überrascht zu haben, sie sah mit Befremdung und forschender Spannung die Erscheinung und Manier des Mannes an, ihre Blicke fielen heimlich auf seinen müllerfarbigen Tuchrock mit den großen Aufschlägen und Schößen, auf die langtaschige Weste, die langen schwarzen Strümpfe und hochklappigen Schuhe mit den kleinen, runden Schnallen; — bald war es die weiße

Ziegenhaarperücke mit den Seitenlocken und dem kleinen Knoten hinten, bald die schmale weiße Halsbinde mit der großen Silberschnalle im Nacken, welches ihre verstohlene Aufmerksamkeit fesselte. Wenn diese Kleidung in die Miene der Dame mitunter einen Anflug von spöttischer Befremdung brachte, wenn seine etwas gebückte Haltung und vorsichtige Bewegung die heimlich Spähende zu einer stillen Abschätzung seines ungefähren Alters anregte, so schien doch sein lebhaftes feuriges Auge, sein blasses, kluges und bewegliches Gesicht einen günstigeren Eindruck auf die Fremde zu machen. —

Während diese auf heimliche Weise den Mann beobachtete, aber, sobald sie seinen Blicken ausgesetzt war, die Leidende und sanft Vertrauende spielte, verrieth auch Beireis ein doppeltes Interesse an der Dame. Zunächst war es die ärztliche Ehrsucht, welche ihn leitete, schnell das Vertrauen der Kranken zu gewinnen, weshalb er auch die praktischen Kunstgriffe benutzte, um durch seinen ärztlichen Scharfblick zu imponiren — allmälig aber regte sich in ihm ein zweites Interesse, welches die Erscheinung und das Benehmen der Dame erweckt hatte. Er mußte sich eingestehen, daß dieselbe bildschön sei, daß ihre verschämte Hingebung, ihr schmachtender Blick, ihr hülfesuchendes, bittendes Lächeln, ihr jugendliches Unglück, der Reiz ihres Geheimnisses und

ihres hohen Standes — ebensowol die Wirkung der Neugierde wie der angenehmen Theilnahme in ihm angeregt habe. Mit verstellter Ruhe ärztlicher Beobachtung lenkte er seine Blicke auf das schöne, weiße Antlitz, dessen dunkle Augen und Brauen in einem angenehmen Verhältnisse zum kleinen, rothen Munde sich darboten; er behielt ihre Hand länger in der seinigen und betrachtete sie mit mehr als nur anatomischem Interesse, er ließ den Blick über ihren weißen, verrätherischen Busen, über die ganze, üppige Form des Gewandes und der angedeuteten Linien der Glieder, über den zierlichen Fuß, der auf einer Fußbank ruhte und dadurch das runde Knie hervorhob, hinschweifen und diese Momente eines sinnlichen Wohlgefallens waren es besonders, in welchen die Gräfin ihn selbst forschend und mit geheimer Befriedigung beobachtete.

— „Haben Sie Ihren Aufenthalt auf länger hier berechnet, meine Werthe?" — fragte Beireis freundlich.

— „Ach!" — seufzte sie — „die Zeit befrage ich nicht, wenn Sie mir nur helfen können!"

— „Sie werden grüudlich geheilt, das verspreche ich Ihnen — aber es wird nicht schnell gehen, Ihr Uebel sitzt tief in den Nerven. —"

Die Gräfin blickte den Hofrath groß und lange an; es war nicht zu unterscheiden, ob ihr lachender Blick

der Ausdruck dankbarer Bewunderung, glücklicher Rührung oder eines ungläubig lächelnden Spottes war — — plötzlich aber faßte sie die Hand des Arztes und sprach sanft, von einem fast verliebten, schmeichelnden Blicke begleitet: — „O! wie ich so seltsam mich zu Ihnen hingezogen fühle — bewunderter Mann! Bemitleiden Sie meine Jugend, meine Ansprüche an das Leben helfen Sie mir durch Ihre Kunst — Sie sollen reich belohnt werden — — also mein Uebel sitzt tief? Ach! wie schreckt mich das!"

Dieser Blick und heiße Handdruck, den die Bewunderung durch Worte begleitete, brachten bei Beireis eine geheime Gefühlsbewegung hervor, die sich durch einen raschen Gegendruck der Hand und ein sinnliches Wohlgefallen in der Miene verrieth. Es regte sich zugleich die Eitelkeit seines Charakters, da ein schönes Weib ihm so schnell vertraute und durch seinen ärztlichen Ruf aus weiter Ferne hergelockt worden war.

— „Ich werde Sie gründlich heilen, nur Geduld und Zeit — meine Gnädige" — sagte er schnell und blickte nach dem Tische, wo Papier und Schreibzeug vom Wirthe bereits hingelegt waren. — „Einstweilen beginnen Sie die Kur mit einem Vorbereitungsmittel" — fuhr er fort, während er den Stuhl an den Tisch zurückschob und die Feder nahm, um ein Recept zu schreiben. Mit kühner, rascher Handschrift war dieses bald geschehen, er warf die Feder weg, überflog das Geschriebene und sprach: — „Nehmen Sie vorläufig alle zwei Stunden funfzehn Tropfen."

— Die Gräfin hörte die Verordnung, welcher noch einige diätetische Regeln folgten, mit einer lächelnden Zerstreutheit an, da sie in diesem Augenblicke wieder den auf das Recept sehenden Arzt scharf beobachtete, als lauere sie ihm irgend einen neuen Zug, eine Schwäche oder Eigenthümlichkeit ab.

— „Gute Nacht — morgen sehen wir uns wieder“ — sprach Beireis dann, den Hut ergreifend, und die Dame hauchte ihm ein schmachtendes, sehnsüchtiges: — „Gute Nacht!“ — nach und seufzte: — „Ach! Ihre Gegenwart ist mir Trost!“

Kaum war Beireis fortgegangen, als die Miene der Leidenden sich in ein spöttisches Lächeln verwandelte; — gleichgültig und geringschätzend sah sie das Recept auf dem Tische an, dann warf sie sich mit Behendigkeit der Länge nach über das Bett, legte beide Hände unter den Kopf und während die dunkeln Augen schelmisch und lebhaft unter die Zimmerdecke gerichtet waren, dehnte sie in sinnlicher Ueppigkeit ihre schönen Glieder aus und mit einem Seufzer der Langeweile flüsterte sie beinahe kichernd: — „Mein Uebel sitzt tief — — O! der kluge Mann — —, wie gewiß er das erkannte — ha! ha! Blutspeien, Magenkrampf... er soll Alles kuriren!“

Beireis war unterdessen die Treppe hinab zu dem Wirthe auf der Hausflur gekommen, welcher bereits anf seine Wiederkehr gewartet hatte. — „Die Gräfin ist sehr krank“ — sagte Beireis — „ich habe ihr Medicin verschrieben, bemerken Sie genau beim Ausfragen der Aufwärterin, welche Zufälle eintreten — auch die geringfügigsten — ich muß das wissen, denn man kann eine Dame nicht um Alles fragen.“

Der Wirth nickte schelmisch und wohlverstanden, und Beireis eilte, mit Wohlgefallen an die schöne Erscheinung der vornehmen Kranken denkend, seinem Hause auf den benachbarten Edelhöfen zu. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.